

Kampf und Sieg

Illustrierte Monatschrift
aus der Mission der Brüdergemeine



Inhalt

- Der Herr ist nahe.
Aus dem Sommerleben der Indianer am Wangksfuß in
Nikaragua. Von G. und Fr. Grohmann.
Missionar und Häuptling. Von Dr. H. Weis, Zeist.
Die Geschichte einer Decke. Von Dr. S. A. Sutton.
Wie ein Deutsch-Ostafrikaner seine Belehrung schildert.
Unsere Lazarette in Herrnhut.
Raffrische Enthaltensamkeitsvereine.
Neuere Mitteilungen aus unserer Mission.
Aus der Heimat — Für die Heimat.

Kampf und Sieg

Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemein

5. Jahrgang 1915

Der früheren Folge zehnter Jahrgang



Herrnhut

Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität

Inhalt

von „Kampf und Sieg“, Jahrgang 1915.

I. Eingangartikel.

- Der Herr ist nahe. 1.
Du aber bleibst. 17.
Wie ein Missionar (Dr. W. Siebörger) in der
Passionszeit Frieden fand. 33.
Die Kraft der Auferstehung Jesu Christi und die
Gemeinschaft seiner Leiden (Zinzendorf). 49.
Es ist noch Raum. 65.
Liebe gibt das Leben. 81.
Was uns das Leben eines bewährten Missionars
(Theod. Bourquin) zu sagen hat. 97.
Märtyrer. 113.
Was ist denn eigentlich Sein Glaube? 129.
Mut. 145.
Das Leiden für Christus. 161.
Die anvertrauten Pfunde und die Rechenschaft. 177.

II. Aus der Arbeit auf den Missionsfeldern der Brüdergemeine.

A. Amerika.

Labrador.

- Die Geschichte einer Decke. 8.
Aus Theod. Bourquins Leben und Arbeit. 97—102.
Neuere Nachrichten vom Missionsfelde: Labrador-
schiff „Harmony“. 112. (Siehe Miss. u. Krieg.)

Alaska.

- Die Rentiere in Alaska. 50. 53.
Opferwilligkeit in Quinagak für „Jesushilfe“
in Jerusalem. 63.
Bau einer Werkstätte in Bethel. 63.
Bedeutung der Rentierzucht in Alaska. 172.

Westindien.

- Der mazedonische Ruf. 72.

Nicaragua.

- Aus dem Sommerleben der Indianer am Wangk-
fluß in Nicaragua (Dr. Großmann). 3. 25.
Wilhelm Siebörger. 28.
Die Moskito mission der Brüdergemeine im letzten
Jahrzehnt. 57.
Die Bibel als Missionar. 74.
Bereinsleben in Bluefields. 94.
Wie der Moskitoindianer seinen Lebensunterhalt
gewinnt. 121—124, 135—139, 153—156.
Katholischer Bischof zieht ein. 143.
Im Leiden geübt. (F. Großmann †.) 163.
Die Brücke zwischen Heimat und Missionsfeld
am Weihnachtsfest. 187.

Suriname.

- Missionar (Dr. Voullaire) und Häuptling. 6.
Die Entschuldigung des Heiden. 41.
Hebung des Surinamer Volks durch unsere
Mission. 44.
Baas Petrus. 44.
Ein treuer Diener unserer Surinamer Mission. 54.

- Hebung der weiblichen Jugend in Suriname. 77.
25 Jahre gesegneter Frauendienst in der Mis-
sion. (Schw. Verthold.) 80.
Eine Gebetsvereinigung in Suriname. 95.
Ein Besuch in Coronie. 107.
Aus dem Leben der in Suriname eingewanderten
Indier. 115.
Unser Javanenmissionar auf seinen Predigt-
fahrten in Suriname. 130—135.
Treue Alte. 135.
Das einsame Grab im Urwald (H. Schmidt). 142.
Arbeit und Weihnachtsfeier der Sonntagsschule
in unserer Auswärtigenkolonie Bethesda. 178.

B. Afrika.

Südafrika, Kapland.

- Hundertjahrfeier der Gehilfenschule in Gnadental,
Südafrika. 16.
Gnadental in Südafrika. 18.
Die Gnadentaler Brücke — ein Kulturwerk der
Mission. 20.
Ein Besuch bei Christen im Gnadentaler Dorf. 21.
Ein Segen der ersten Missionsstation Afrikas. 83.
Die Gehilfenschule in Gnadental. 84.
Glaubensstärkung in schwerer Zeit. Aus „Tante
Anna“. 166—171. (Siehe Mission und Krieg.)

Kaffernland.

- Kaffrische Enthaltensvereine. 15. 42.
Krieg und Mission. 62.
Aus unserem Lehrerseminar im Kaffernlande. 87.
Missionslandgesetz, Tabase und Baziya. 159.
Ein Besuch bei dem Kaffernhäuptling Zibi. 181.
Erinnerungen an Zibis Tod und Bedeutung. 183.
(Siehe Mission und Krieg.)

Deutsch-Ostafrika (Nyassa.)

- Folgen einer Tauffeier im Bulambia-Lande. 26.
Evangelist und Häuptling. 38.
Wie es zu Gottesdiensten in Neu-Langenburg
(Nyassa) kam. 39.
Der Krieg und die Mission. 62.
Ärztliche Arbeit eines Missionars. (Dr. Bachmann.)
69.
Was uns Schwestern aus Nyassa erzählen; zu-
gleich ein Dank an unsere Nähvereine. 146—152.
Taufeiern in unserer Nyassamission, Lubale,
Hoch-Safwa. 173. 174.
Ärztliche Mission am Nyassa. (Aug. Schmidt.) 186.
(Siehe Mission und Krieg.)

Unyamwesi.

- Wie ein Deutsch-Ostafrikaner seine Bekehrung
schildert. 10.
Der Krieg und die Mission. 62.
Züge aus der ärztlichen Mission der Brüder-
gemeine. 66.
Für Unyamwesi. 80.
Das erste längere Schreiben seit Kriegsausbruch.
139—141.
Winke für den Briefverkehr. 141.

Neuere Nachrichten vom Missionsfelde:

Dahls Wörterbuch. 143.

Labora. 112.

Das erste Tausend. 128.

C. Asien.

West-Himalaya.

Eine missionsärztliche Reise im Himalaya (S. Marz). 34.

Hospital in Boo. 68.

Neuere Nachrichten vom Missionsfelde: S. Burroughs. 112.

Unser Ausföjigenasyl „Jesushilfe“ in Jerusalem. Heuschreckenplage im heiligen Lande. 126.

D. Australien (Nord-Queensland.)

Gouverneursbesuch in Mapoon. 36.

(Siehe Mission und Krieg.)

III. Aus der Arbeit in der Heimat.

Missionschuld. 16. 128. 143.

Wilhelm Siebörger. 28. 33.

Dank und Gruß an unsere Missionsfreunde. 30.

Einen Gruß an den Jugendmissionsbund der Brüdergemeine (Kurt Becker). 47.

Halleche Missionskonferenz. 48.

Die Mission auf der Bugra (Leipzig). 64.

Für Unyamwezi. 80.

Von einem 29-jährigen Missionsdienst. (Adam.) 94.

Zum brieflichen Verkehr mit den Missionsgebieten. 95.

Dr. Mott. 95. Gefebfreudigkeit. 95.

Theodor Bourquin. 97.

Ein Friedenstag im Kriege. (Kindermissionsfest in Posen.) 102.

Mehr Licht! (S. Weiß.) 104.

Das Bekenntnis des Christen — die Aufgabe der Mission. Zum Gedächtnis an Joh. Hus. 111.

Die 6. Missionswoche in Herrnhut. 143.

Dank des Unyamwezi-Bundes. 143.

Missionskatachesen. 144.

Die deutschen evangelischen Missionskonferenzen an das Kaiserpaar. 191.

IV. Mission und Krieg.

Lazarette in Herrnhut. 16.

Einen Gruß an den Jugendmissionsbund der Brüdergemeine (Kurt Becker). 47.

An der Kanone im Ostbeer. 88.

Ein Feldpostgruß aus dem Westen. 89.

Der Krieg und unsere Mission. 90.

Die Mission in den deutschen Kolonien. 62. 92.

Warum müssen wir auch im Kriege der Heidenmission gedenken? 190.

Indische Missionare. 176.

Ueber die Wirkungen des Kriegs auf unsere Mission. 31.

Neuere Nachrichten. 112. 128. 159.

Gebet. 31.

Hilfe für Ostpreußen. 16. 95.

Gefebfreudigkeit. 95.

Gefangene Offiziere in Gnadenfrei. 160.

Kriegslosungen, estnische, lettische Hefte. 160.

Labrador: Labradorschiff „Harmony“. 112.

Deutsche Missionare nach Neufundland. 176.

Deutsch-Ostafrika: Gute Botschaft aus Deutsch-Ostafrika. 38. 62. Das erste Tausend. 128.

Dr. A. Seibt meldet Gutes. 159.

Südafrika: Müller, Hartmann, Schmitt, Geride, Birnbaum. 31. Müller, Schmitt. 63. 143.

Ungehinderte Arbeit. 159.

Nicht alle interniert. 128.

Australien: Erste Nachricht. 143. A. Richter in Hennesdorf. 159.

Himalaya: G. Reichel. 176.

V. Aus anderen Missionen.

Mission in deutschen Kolonien. 62. 92.

Jubel der Baseler Mission. 124.

Raimundus Lullus. 156—159.

Indische Missionare. 176.

Eine Weihnachtsskollekte. 189.

VI. Abbildungen.

Labrador.

Warteräume im Hospital zu Olak, Labrador. 8.

Pizze und ihr Sohn. 9.

Theodor Bourquin. 98.

Nain. 100.

Nasta.

Beladene Renntiere. 51.

Renntiere suchen Moos. 52.

Nikaragua.

Sommerleben der Indianer am Wangksfluß. 3.

Laubhütten. 5.

Heidenpredigt des Br. W. Zeeb in Atembo. 27.

Geschw. Siebörger. 28.

Dr. G. Großmann auf dem Weg zu einer Außenstation. 58.

Dr. Ellis mit Schülern. 59.

Eine Straße der Missionsstation Pearl Lagoon. 60.

Außen- und Innenansicht der Kirche in Sangsangta. 61.

Das Innere der Kirche von Bluefields. 75.

Landschaftsbild bei Bluefields. 121.

Eine Lagune in Nikaragua. 122.

Bananenstaude. 123.

Landungsplatz am Piz Piz. 136.

Bloßlegen einer Goldader. 137.

Minengegend in Nikaragua. 138.

Botarbeit zum Kirchbau in Kufallaya. 153.

Kirchbau in Kufallaya. 154.

Schildkrötenfang an der Moskitoküste. 155.

Geschw. Großmann. 164.

Westindien.

Indier in Trinidad. 73.

Suriname.

Dr. Boullaire im Gespräch mit einem Häuptling. 7.

Indianer in Verbice bei der Totenklage. 41.

Das weibliche Personal unserer Surinamer Missionsfirma. 44.

Daas Petrus. 45.

Jakobus Sarmaat. 55.

Ein Blick in den Arbeitsraum der Bäckerei. 56.

Surinamer Mädchen bei der Arbeit auf dem Hauptkontor. 77.

Dr. S. Ved. 78.

Surinamer Frauen in der Küche. 79.

Surinamer Frauen auf dem Markt. 93.
 Br. Weiß und Blißd. 105.
 Palmen auf der Straße in Paramaribo. 108.
 Br. und Schw. Th. Wenzel mit ihrer Gemeinde. 115.
 Eine Indier in Suriname. 116.
 Eine Indierin in Suriname. 117.
 Ein früherer Brahmane mit Familie. 118.
 Javanen mit Musikinstrumenten. 131.
 Javanentnabe Radjeman. 132.
 Durch unsere Mission eingeführtes Vieh. 133.
 Indianerhütte. 188.
 Weihnachtsfeier der Auswägigen in Bethesda. 179.

Südafrika-West.

Gnadenal, Gesamtansicht (vor 1892). 19.
 " Brücke. 20.
 " Dorfhäuser. 22.
 " Christen. 23.
 Südafrikanische „Karre“. 24.
 Gnadenal: Erntegabeverkauf. 83.
 " Bläserchor der Gehilfenschüler. 84.
 " Gehilfenschüler stampfen Mais. 85.
 " " beim Spiel. 86.
 Schmidts Birnbaum. 167.
 Westliche Gnadenal Dorffstraße. 169.
 Gnadenal Kirchenglieder und Helferinnen. 171.

Südafrika-Ost.

Enthaltfamkeitsvereine in Ngotschane. 43.
 Kaffernhäuptling. 181.
 Kirche und Missionshaus in Ezincufa. 182.
 Lehrerhaus in Ezincufa. 186.
 Bibis Grab. 184.

Deutsch-Ostafrika (Nyassa.)

Missionar (Br. Böhme) beim Zahnziehen. 70.
 Teilnehmer an der Allg. Miss.-Konf. 147.
 Hütte eines Kondenegers. 149.
 Die Wohnungen der Saswa. 150.
 Br. Sidmantel taufte auf einer Außenstation. 173.
 Unterkunftsbaus in Hoch-Saswa. 175.

Unyamwesi.

Die ersten beiden Christen in Kibere. 11.
 Schw. Löbner bedient Kranke. 67.
 Straßenszene in Sikonge. 140.
 Station „Schlesien“. 141.

Simalaya.

Schneebrücke. 35.
 Gottesacker in Kalatse. 68.

Australien.

Dorf Mapoon. 36.
 Mädchen vor der Kirche. 37.

Böhmen: J. Hus. 111.
 Jerusalem: Wylhof. 117.

Kriegsbilder:

Bermundete im Lazarett beim Spiel. 13.
 Lazarett im Brüderhaus, Herrnhut. 14.
 Kurt Becker. 47.
 An einer Kanone im Ostheer. 89.
 Schutztruppe in Neu-Guinea. 91.

VII. Literatur:

Löbner: Unyamwesi. 16.
 Deutsche Weihnacht. Furcht. 32.
 Predigten: Dober, Schmidt. 32.
 1914: Tagebuch über Krieg. 32.
 Prof. Walthers: Luther. 32.
 Rück: Kriegspredigten. 32.
 Flugschriften Missionshilfe: Richter: Krieg.
 Cordes: Gebante. 64.
 Würz: Gottesgedanken. 112.
 Hamilton: Suriname. 64.
 Sven Hedins: Volk in Waffen. 64.
 Schäfers: Türkei, Islam. 64.
 Jhmels: Krieg und Ethik. 64. 144.
 Kramer: Kriegspredigten. 64.
 Konfirmandenbuch: Vater du führe mich. 64.
 Harveland: Konfirmandenunterricht. 80.
 Jahrbuch der sächs. Missionskonferenz. 80.
 Fries: Geschichten und Bilder. 80.
 Schulter an Schulter. 95. 112. 128. 144. 160. 191.
 Predigten: Bismarck; H. Bauer: Es muß ge-
 storben sein. 96.
 Klar und Steffen: Soldatenbüchlein. 96.
 Versammlungsberichte: Missionshilfe. 96.
 Stähelin: Suriname und Berbice. 96.
 Hauri: Hus. 96.
 Kriegszeit: Gedichte von Öhler. 96.
 Studemund: Weltkrieg. 102.
 Dufft: Jesus. 112.
 Martyrium der Missionare in Kamerun. 128.
 Neue Christoterpe. 128.
 Schmalz: Wir und Halbmond. 128.
 Klingemann: Männer. 128.
 Stuhmann: Krümmung, Fischer. 144.
 Seidel: Weg zum Sieg. 144.
 Vietor: Wehrt euch. 144.
 Palmer: 6 Predigten.
 Bölcke: Heimatfrieden. 144.
 Meyer: Kirche, Volk und Staat. 144.
 Hennig: Tante Anna. 160.
 Schmidt: Huspredigt. 160.
 Norden: Dualla. 160.
 Kriegslosungen. 160.
 Estnische und lettische Hefte. 160.
 Richter: Herr ist Friede. 176.
 Folgien: Kriegspredigten. 176.
 Borverf: Trutz Tod. 176.
 G. v. R.: Allerlei Schwerter. 176.
 Bollmar-Hefte. 176.
 M. v. D.: Im Sonnenschein. 176.
 Meinhof: Geibel. 176.
 Bölcke: Heimat. 176.
 Schomerus: 25 Jahre Hermannsbürger Mis-
 sionsgeschichte. 191.
 Weiß: 4 Maanden in Suriname. 191.
 Unter deutschen Eichen. Furcht. 192.
 Feldfrüchte. Furcht. 192.
 Berger: Deutsche Kulturaufgaben. Furcht. 192.
 Humberg: Deutschlands Jugend. 192.
 Risch: Durchhalten. 192.
 Nagel: Der Weltkrieg im Lichte der Welt-
 geschichte. 192.
 Plant: Das Vater unser. 192.
 Häring: Vater unser. 192.
 Dorsch: Lazarettbilder. 192.
 Koch: Stille zu Gott. 192.



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

36hnter
Jahrgang.

Neue Folge: 5. Jahrgang.

Januar 1915.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

Der Herr ist nahe.

Pf. 145, 18: Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen.

Phil. 4, 5, 6: Der Herr ist nahe. Sorget nichts.

Der Herr ist nahe . . . So lasen und hörten wir in den Advents- und Weihnachtswochen (Phil. 4, 5). Und da war es uns ganz verständlich, ja selbstverständlich, daß der Herr uns nahe war. Wir feierten ja doch Fest, ein Fest vor dem Herrn, wie sollte er da nicht unter uns sein?

Über jetzt, da es in ein neues Jahr hineingeht, in ein Jahr, das wir mit zusammengepreßtem Herzen beginnen, da wir nicht nur nicht wissen, was es uns bringen wird, sondern fürchten, daß es, wie das schwere Jahr 1914, so wieder ein Jahr besonderer Last und Not werden, ja noch vielen Tod und Verderben bringen dürfte — Wie ist es jetzt? Steht es da unserem Glauben unerschütterlich fest, daß der Herr nahe ist?

Ja möchten wir nicht vielleicht in dieser ganzen Kriegszeit lieber hören:

Der Herr ist nicht nahe? Denn in seiner Gegenwart würden solche entsetzliche Dinge nicht geschehen, wie sie am Tage sind: Mord, Todschatz, List, Trug, oder wie sie diesmal im Gefolge der barbarischen Kriegsführung selbst der Christen auftreten: schamlose Lüge, unglaubliche Verleumdung, unmenschliche Grausamkeit, Aufrufen von Heiden gegen Christen. Und doch, es geschieht nichts ohne den Willen des Welterschöpfers. Ja er will es jetzt so, weil — die Menschen es so wollten. Die Sünde mußte sich auswachsen, damit die Sünder sehen, wohin sie mit ihr kommen. Es ist Gerichtszeit für die Welt. Und Gott selbst ist es, der das Gericht hält; nicht anders wie einst zur Zeit der Sintflut.

O danken wir ihm, daß er seine Hand mit im Spiel hat. Es gibt auch Zeiten, wo er dann sprechen müßte: Bin ich nur ein Gott, der nahe ist? (Jer. 23, 23).

Danken wir's ihm, denn wenn der Herr nahe ist, dann ist er mit seiner

Allmacht und mit seiner Gnade nahe.

Mit seiner Allmacht; in der er als der starke Helfer sich erweisen kann denen, die in schwerer Not sind, dort auf dem Schlachtfeld oder drüben auf dem Missionsfeld, wo viele unserer Geschwister von der Heimat völlig abgeschnitten sind, keine Nachrichten von ihren Kindern bekommen, sehr sparsam haushalten müssen und möglicherweise mit ihren Farbigen in schwierige Lagen geraten. Mit seiner Gnade aber ist uns der Herr nicht minder nah. Damit will er alle Sünden austilgen, die wir erkennen und getilgt haben wollen. Gibts nicht auch Missionsünden, die uns dies Gottesgericht als garnicht so ganz unverdient erscheinen lassen?

Nur an zwei Bedingungen ist dieser Allmachts- und Gnadenerweis geknüpft: „Der Herr ist nahe denen, die zerbrochenen Herzens sind“ (Ps. 33, 19) und „Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen“. Also demütiges Sichbeugen unter die gewaltige Hand Gottes, daß er uns erhöhe zu seiner Zeit und anhaltendes Gebet, daß wir Hand und Herz ausstrecken nach den Segnungen dieser Heimsuchung Gottes — findet Gott das bei uns? Findet er uns nahe bei sich?

Was Entsetzliches wäre es doch, wenn auch gerade die Missionsleute die Lektion dieses Kriegs nicht verstünden!

Sie heißt: Näher zu Gott!

Und näher bei Gott sind wir, wenn wir uns zuerst demütig vor ihm beugen. Es geht ja doch auch in der Missionsarbeit, die Ausbreitung des Christentums will, nicht ohne Unterlassungs-, ja auch ohne Verfehlungsünden nicht ab. Darum zuerst die Grundbedingung alles christlichen Wesens und alles erfolgreichen

Arbeitens, zuerst Demut! Wie oft haben Missionsleute auf Konferenzen von Einigkeit, von Zusammenarbeit gesprochen, und jetzt? Ist die Belastungsprobe doch zu schwer? Gott gebe, daß die Bande in Zukunft fester, dauerhafter geschlossen werden. Und wie viel Ungeduld und Glaubenslosigkeit, Gebetslauigkeit und Arbeitsmüdigkeit bei der Missionsarbeit draußen und daheim! Darum beugen wir uns in Demut.

Dann aber die helfende Hand der Allmacht und die vergebende Gnade aufs neue fest gefaßt mit dem Mittel, mit dem wir sie zu uns herabholen können: Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen. „O so betet alle drauf!“ Benützt dieses Mittel, dann mag die dunkle Zukunft bringen, was sie will, für uns daheim, wie für die Missionsgeschwister da draußen, für die alte Christenheit wie für die jüngsten Christengemeinen aus den Heiden, für den Kampfplatz der Waffen, wie für die Geisteskämpfe in den Herzen der Menschen: dann werden wir segensreich erfahren: Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen.

In solcher Nähe des helfenden und vergebenden Gottes und Heilands wird dann das Herz trotz allen Kummers licht und froh, legt sich in des Vaters Hände und folgt der unter Krieg und Wetter recht unzeitgemäß erscheinenden Mahnung, die einst der Apostel aus dem Kerker heraus gab: „Sorget nichts!“

Du, Herr, bist unser Licht.

Dein freundlich Angesicht

Verläßt die Deinen nicht.

In diesem Lichte wandeln wir

Den Glaubensweg bis hin zu dir

Vergnügt und sorgenfrei,

Denn deine Treu

Ist alle Morgen neu.

T. B.

Aus dem Sommerleben der Indianer am Wangksfluss in Nikaragua.

Von G. und Fr. Großmann, bis 1914 in Sangsangta, jetzt in Bluefields.

Mani taim aimakan = die Trockenzeit ist gekommen! Diese Tatsache erweckt bei unseren lieben Indianern am oberen Wangksfluß in Nikaragua in Mit-

teit das ganze Jahr hindurch üppig blüht und grünt, so hat doch die Trockenzeit für die kupferbraunen Naturkinder noch ihre ganz besonderen Reize!



Sommerleben der Indianer in Sangsangta am Wangksfluß, Nikaragua. (Kochplätze.)

telamerika ebensoviel übersprudelnde Lebensfreude und Beweglichkeit, wie bei uns zuhause die ersten Frühlings- und Sommerboten, die unser Herz erfreuen und uns zu fröhlichem Gesang ermuntern und hinaus locken in Gottes herrliche Natur. Obwohl hierzulande die Vegetation in nimmermüder Schaffensfreudig-

Es ist nun für uns hier auf unserer von dichtem Urwald eingeschlossenen Missionsstation Sangsangta interessant, die Indianer in ihrer Ursprünglichkeit zu beobachten, und so möchten wir uns erlauben, einiges über das fröhliche Sommerleben und Treiben derselben zu berichten.

Zunächst übt der breite Wangksfluß in dieser Zeit eine große Anziehungskraft auf sie aus. Er fällt zusehends, und dadurch werden die gewöhnlich an den Flußbiegungen zahlreichen, oft sehr breiten und langen Sandbänke frei, die mit ihren blendend weißen, von der Sonnenglut gebleichten Kieselsteinen sehr einladend aussehen. Das machen sich die Indianer auch gern zu nütze. Sie verlassen ihre Häuser im Dorf und lassen sich für die heißen Monate auf einer der Sandbänke häuslich nieder.

In einem Tage haben sie sich eine Art Laubhütte erbaut, die gerade groß genug ist, um ihre Schlafstätten aufzunehmen. Das Material zu den Hauspfosten liefern ihnen die in großen Gruppen die Flußufer bedeckenden Bambusstauden. Die Dächer werden schnell gedeckt mit einer kleinen Palmenart, deren Blätter zwar nicht sehr dauerhaft sind, doch im Überfluß wachsen und daher leicht erneuert werden können. Außerdem gibt es während der eigentlichen Trockenzeit selten Gewitter oder starke Regengüsse. So braucht ihnen die Hütte ja eigentlich nur während der allerheißesten Mittagsstunden einen Unterschlupf zu gewähren. Gekocht wird meist unter freiem Himmel. Die Feuerstelle bietet zugleich den Sammelplatz der ganzen, oft recht zahlreichen Familie. — So leben sie fröhlich und sorglos auf der flachen, sonnigen Sandbank, während in ihrer unmittelbaren Nähe die plätschernden Wasser des recht seicht gewordenen Wangksflusses vorüberrauschen.

Bekanntlich macht ja die starke Tropensonne schlaff und träge. Daher sehen die Leutchen am meisten darauf, sich so nahe wie möglich am Wasser aufzuhalten, damit sie ohne viel Mühe sich mehr

oder weniger den ganzen Tag über in oder auf dem Fluß tummeln können. Oft liegt noch der dichte graue Morgennebel auf dem Strom, da steigt schon die Indianer-Mutter mit ihren Kindern als Bootsleuten ins schmale Boot, und es geht lustig stromabwärts, um in ihrer Plantage oder sonstwo am Flußufer wild wachsende Bananen zu holen. Ist der Vater auch mit in dem Boote, so steht er mit seiner Stoßstange an der Spitze, gewöhnlich von seinen Hunden umgeben. Das sind in der Regel tüchtige Jagdhunde, und deshalb hält der Moskito-Indianer sie wert. Aber nun erhalten die Hunde nicht etwa von ihrer Jagdbeute den Löwenanteil, im Gegenteil, es fallen höchstens ein paar Knochen für sie ab. Dadurch soll das Jagdinteresse in ihnen wach gehalten werden. Und dann geschieht es auch aus dem praktischen Grunde, weil nur ein dürre Indianerhund, an dem man mit Leichtigkeit alle Rippen zählen kann, imstande ist, den Tieren in ihre Schlupflöcher nachzufolgen.

Sobald das Boot an der betreffenden Uferbank anlegt, springt der Mann heraus und geht alsbald in den dichten Urwald jagen. Nicht lange dauert es, da haben die Hunde eine Spur gefunden und schlagen an. Einer ist wohl gar einem Gürteltier in dessen tiefes Loch gefolgt, und es gilt nun für den Jäger manchmal einige Meter tief nachzugraben, um Hund und Beute zu bekommen. Oder es ist ein Kijaki, ein überaus flinker und pfißiger Geselle, eine Art wildes Kaninchen, dem sie nachstellen.

Mittlerweile fährt die Bootsgesellschaft ganz langsam am Flußufer auf und ab; denn es kommt nicht selten vor, daß die Hunde ein Tier jagen und das-

selbe sich aus Angst von der Uferbank in den Fluß stürzt, um sich durch Schwimmen zu retten; doch auch dies wird ihm nun unmöglich gemacht, indem es mit dem Paddel oder Pfeil und Bogen im Wasser noch erlegt wird. Je aufregender die Jagd dabei wird, um so lieber ist es den Leutchen.

Haben sie eine Bootsladung voll grüner Bananen geschlagen und auch

fein zerreiben, mit Öl anmachen und sich damit anmalen. Wer sie nicht kennt, könnte sich dann beinahe vor ihnen fürchten, so entstellt sehen sie durch die aufgeschmierte zinnoberrote Farbe aus. Doch soll diese sehr nützlich sein.

Recht belustigend ist es uns oft, von unserer Veranda aus zu sehen, wie die Leutchen bei ihrer Heimkehr auf der Sandbank das Boot mit ihrer langen Stange



Laubhütten der Indianer in Sangsangta bei ihrem Sommeraufenthalt auf den Sandbänken des Wangtsflusses.

das nötige Fleisch dazu erhalten, so lohnt sich die Heimkehr. Ist ihnen aber das Jagdglück nicht so hold gewesen, so versuchen sie es, noch einige Fische zu angeln. Es ist uns oft wunderbar gewesen, wie sie es dabei aushalten können, ohne Kopfbedeckung oft mehrere Stunden hinter einander in der heißen Sonne regungslos zu sitzen. Es macht ihnen aber garnichts, höchstens, daß sie sich Gesicht und Hände sehr verbrennen. Dagegen hilft ihnen aber ein Buschmittel, nämlich ein Blumensamen, den sie ganz

feststecken, sich selbst aber Hals über Kopf ins Wasser stürzen und dann eine kleine Weile wie Fische darin spielen und tummeln. Dann wird die Beute ausgeladen, und es werden sogleich Vorfahrungen zur Abendmahlzeit getroffen. Während das mitgebrachte Wild ausgeweidet und zerlegt wird, setzt die Indianer-Mutter schon den großen eisernen Kochtopf, der auf drei Beinen über der Feuerstelle steht, mit Wasser auf und schält die Bananen. Diese kommen zuerst ins Wasser und oben darauf das Fleisch

oder der Fisch. Nun wird das Feuer tüchtig angefächelt, und während das Gericht im Kochtopf lustig brodelte, pflegt ein jeder seiner Ruhe. Die einen liegen in der Hängematte, die anderen kauern am Boden, man unterhält sich über die Arbeit, und jeder freut sich im stillen der guten Dinge, die da kommen sollen. — Währenddessen gehen einige Kinder aus, um Bananenblätter zu holen, die dann beim Essen als Teller dienen sollen.

Schauten wir inzwischen in den Kochtopf hinein, so würde uns Europäern allerdings das Gericht nicht sehr einladend aussehen, denn die Bananen haben vom Kochen im eisernen Topf eine blaue, ja fast schwarze Farbe angenommen. Aber das schadet nichts, solche Naturkinder haben ja meistens einen unverwüstlichen Appetit. Als Beispiel hierfür wurde uns erzählt, wie einst eine Indianerfrau ihren Kochtopf allein ließ, um vom Flußufer noch mehr Holz herbei zu holen. In diesem unbewachten Augenblick kam aber ihre Schwiegertochter ins Haus und wurde von dem lieblichen Geruch des Topfes so angezogen, daß sie den Deckel lüftete und sich, als sie darin gar die Teile eines fetten Affen kochen sah, nach der ersten wohlschmeckenden Probe

vom Gefühl des Augenblicks nur zu gern leiten ließ: Sie setzte sich nieder und aß und aß, bis sie endlich aus der Brühe nichts mehr fischen konnte und es ihr zum Bewußtsein kam, daß sie den ganzen fetten Affen, der für eine achtköpfige Familie bestimmt gewesen war, allein vertilgt hatte! Dieses Schuldbewußtsein erweckte in ihr den Drang, sich zu verstecken, sie nahm ihre Bettfachen mit sich und verließ das Haus ihrer Schwiegermutter (wo sie sich nach Indianersitte während der Abwesenheit ihres Mannes aufzuhalten hat), ging in ihrer Schwester Haus und legte sich dort schlafen. Das Unglück wollte aber, daß ihr Mann bald von der Arbeit zurückkehrte und seine Frau in seiner Mutter Haus suchte, aber nicht antraf, sondern zugleich von seiner klagenden Mutter, die ihres herrlichen Affengerichts beraubt war, hörte, was sich zugetragen hatte. Da gab es ein großes Geschrei, die Näscherin wurde herbei geholt und mußte alles gestehen. Beinahe hätte sie noch Schläge bekommen, wenn nicht einer unserer Helfer vermittelnd dazwischen getreten wäre; er konnte zum Glück die Gemüter beschwichtigen.

Schluß folgt.

Missionar und Häuptling.

Br. Voullaire mit einem Buschnegerkapitän im Gespräch.

Von Br. S. Weiß in Zeist, der 1914 Suriname bereiste.

Unsere Buschnegermission in Suriname hat, nachdem sie einige Jahre an einem Mangel der Arbeitskräfte litt, in neuester Zeit wieder einen Aufschwung genommen. Buschlandstationen, welche jahrelang unbesezt bleiben mußten,

konnten wieder besezt werden. So z. B. Wanhatti an der oberen Cottica und Ganzee an der oberen Suriname.

Damit soll jedoch keineswegs gesagt werden, daß wir jetzt bereits genügend mit missionarischen Kräften für diesen

Teil der Arbeit in Suriname versehen wären. Es fehlen uns für das Buschland nicht weniger als zehn Evangelisten. Es fehlt uns ein Leiter der Buschlandmission, es fehlen uns die Mittel, um die Arbeit auszubreiten. — Kwakoegron an der Saramacca, eine Station, die erst vor wenigen Jahren errichtet wurde, steht schon wieder einsam und verlassen da.

und die Evangelistenschule ausgebildet. Es fehlt aber an Mitteln, um die Arbeit energisch anzugreifen.

Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß nun auch die eingeborenen Mitglieder unserer Kirche in Suriname ihre Aufgabe richtig erkannt haben und sich in Paramaribo ein Ausschuß gebildet hat, der in dieser schweren Kriegszeit die



Dr. Voullaire im Gespräch mit einem Busch negerhäuptling.

Es ist aber zu hoffen, daß es uns endlich einmal glückt, gerade für diesen Zweig der Mission die Herzen der lieben Missionsfreunde in Europa zu erwärmen. Das Buschland hat uns schon zu viel Opfer gekostet, als daß wir es aufgeben dürften, und eine Vernachlässigung der Arbeit wäre fast gleichbedeutend mit ihrer Aufgabe.

Neue Arbeitskräfte für den Missionsdienst im Buschland wurden in den letzten Jahren durch das Theologische Seminar

nötigen Mittel zur Fortsetzung dieser Arbeit zusammen zu bringen suchen will.

Unser Bruder Voullaire, den unser Bild zeigt, hat bei all seiner vielen Arbeit sein Buschland nicht vergessen. Er kennt ja das Buschland aus eigener Erfahrung, hat selbst lange Zeit im Dienst der Buschlandmission gestanden. Er kennt die Kinder des Urwaldes und weiß auch gar gut mit ihnen umzugehen. Er kann den Häuptlingen auch, wenn dies nötig ist, gründlich die Wahrheit sagen.

Heute hat er auf seinem Weg zwischen Wanhatti und Langahoekoe in einem kleinen Buschnegerdorf wieder einmal einen alten Bekannten getroffen, der es nötig hat, innerlich angefaßt zu werden.

Der Mann ist im Sündendienst alt und grau geworden. Früher hat er mit der Mission und den Missionaren seinen Spott getrieben, und nun hält Bruder Voullaire ihm sein Unrecht vor, sagt ihm, daß es höchste Zeit ist, mit seinem Gözen-

dienst aufzuräumen; und der alte Mann hört andächtig zu und verspricht, er wolle umkehren.

Das hat er schon oft gesagt. Ob er es jetzt wirklich tun wird? — Still und unbemerkt habe ich die zwei belauscht, und ohne daß sie beide es wußten, habe ich sie auf die Glasplatte und auf das Papier gebracht als ein kleines Geschenk für „Kampf und Sieg“.

Die Geschichte einer Decke.

Von Dr. S. A. Hutton, früher Missionsarzt der Brüdergemeinde im Hospital zu Otak in Labrador.

Im Interesse der stillen und demütigen Arbeiter in Labrador, die warme Decken und andere angenehme und nützliche Dinge um des Herrn willen näher, greife ich zur Feder. Ich will

lebte in Otak ein Eskimo, der viel Zeit auf seine Jagd verwannte, wenig Zeit aber übrig hatte für den Herrn, der doch auch ihn liebte. Er war in vieler Beziehung ein ganz gewöhnlicher Eskimo.



Warteräume im Hospital zu Otak, Labrador.

von einer Bettdecke erzählen, die ihre Hände gemacht haben, um uns daran zu erinnern, daß wir alles, was wir im Namen des Herrn tun, auch wirklich für ihn tun sollen.

Es liegt mehrere Jahre zurück, da

Mit seiner Harpune wußte er geschickt umzugehen, auch mit seinem Kajak. Er war imstande, viele Stunden in bitterer Kälte zuzubringen, um nach See- hunden auszuspähen. Und er war zufrieden, wenn er dieser Welt Güter hatte.

Sein Glück war auf nichts anderes aufgebaut, als auf die Ergebnisse seiner täglichen Jagdgänge und den Ertrag seiner Fuchsfallen.

Dann aber kam eine Änderung in sein Leben. Er wurde krank, er konnte nicht mehr auf die Jagd gehen, und Armut heftete sich an die Sohlen der Krankheit. Da trugen ihn freundliche Hände in unser kleines Missionshospital am Meeresstrand in Oka.

holte er: „O, wie dankbar ich bin!“ Und einige Tage später zog der gute Alte wieder auf den Fischfang aus.

Dieser ganze Vorfall war meinem Gedächtnis bald entschwunden. Und hier wäre die Geschichte „aus“, wenn nicht später noch ein zweites Kapitel hinzugekommen wäre, das ich doch hier nicht weglassen darf.

Es war im Herbst des Jahres 1911. Ich hatte fast drei Jahre in England



Eizzie und ihr Sohn, freundliche Eskimo in Oka, Labrador.

Und als er dort einige Zeit zugebracht hatte, war er wieder hergestellt, hatte er seine Gesundheit wieder erlangt.

Nun gab es auf dem Boden des Okaer Hospitals eine Kiste, in der eine Anzahl warmer, gestrickter Decken lagen, und an dem Tag, an dem wir dem Jägersmann Lebewohl sagten, da gaben wir ihm eine solche Decke in die Hand. Das Schmunzeln hättet ihr sehen sollen! So freundlich, wie es nur ein Eskimo tun kann, und immer inbrünstiger wieder-

zugebracht. Nun war meine Gesundheit so weit gekräftigt, daß ich nach Labrador zurückkehren konnte. Da wanderte ich eines schönen Tages wieder das Dorf entlang. Mein altes, liebes Oka!

„He“, hieß es da, „he, komm in mein Haus!“ Das ist die charakteristisch kurze Einladungsform, der sich der Eskimo bedient. Die Worte sind im Kommandoton zu sprechen. Neugierig sah ich auf, von wem diese Stimme kam. Da stand ein dunkel ausschauender Mann vor mir,

eine Menge Neze auf seinem Arm. „Komm in mein Haus“, so bat er noch einmal, und als ich mich ihm zuwandte, leuchtete sein Gesicht auf. Es war das Lächeln fröhlichen Willkommens und großer Freundlichkeit. Ich folgte ihm.

Als er durch den ortsüblichen niedrigen Eingang und den engen, schmalen Weg ins Haus hineinschritt und als die Tür hinter uns zuschlug, da schaute ich mich um. Ich fand mich in einem sehr gewöhnlichen Eskimohause, doch netter war es als andere Wohnungen, soweit eben Eskimonettigkeit reicht. Die Hausflur war frisch gescheuert, und es sah wirklich aus, als ob das Scheuern hier eine tägliche Gewohnheit wäre. Teller und Tassen standen auf einem Bord; der Tisch war nett gedeckt mit einem Stück billigen Wachstuches. In einer Ecke stand eine selbstgefertigte Bettstatt, ein schwerer Stoß von Brettern, übrigens wunderbarlich kurz, die Eskimo lieben nämlich kurze Betten. Mit Vorhängen war das

Bett verhängt, aber zwischen den Vorhängen konnte ich einen Blick auf eine gestricke Bettdecke tun.

Und was sagte nun der Mann, als er die Vorhänge auseinanderriß? Das ist „die Decke des Herrn“. Ich sah ihn doch sehr verwundert an. Und nun ging er an eine ausführliche Erklärung: „Erinnerst du dich denn nicht an den Tag, es ist lang her, als ich vom Hospital nach Hause kam, da gabst du mir eine Decke. Und denkst du nicht mehr an die Worte, die du dabei sprachst? Die Decke solle eine Gabe des Herrn sein, sie solle mich nämlich immer daran erinnern, daß der Herr mich lieb hat. Wie oft habe ich mich an diese Worte erinnert, und meine Frau hat die Decke treu gepflegt und oft gewaschen, und immer liegt sie auf dem Bett, und immer denke ich bei ihrem Anblick daran, sogar wenn ich weit weg bin: Der Herr liebt mich, und dafür danke ich ihm dann immer aufs neue von ganzem Herzen.“



Wie ein Deutsch-Ostafrikaner seine Bekehrung schildert.

Brief eines unserer eingeborenen Helfer in Unyamwezi (Elisa Kagusa) an Freunde in Amerika, die ihn unterstützen.

Es drängt mich, Euch zu grüßen, meine Freunde! Ich will Euch erzählen, wie es mir in früheren Zeiten erging.

als ich noch in der Finsternis des Satans war. Ich war in jeder Hinsicht ein sündiger Mensch, von der

Schlechtigkeit meines Herzens beeinflusst und zu schlechten Dingen, zum Lügen, Streiten, Stehlen, Morden, zur Leidenschaft u. s. f. verführt. Als aber die frohe Botschaft nach Kiwere kam, wurde ich ein Schüler. Nach einem Jahr starb

mir selbst: ich will zu den Europäern gehen, denn ich hatte gesehen, daß viele Burschen bei ihnen wohnten. So nahm ich Abschied von meiner Mutter und sagte ihr, daß ich zu den Europäern ziehen wollte. Da erschrak sie und rief:



Die ersten beiden Christen unserer Mission in Kiwere, Deutsch-Ostafrika.

mein Onkel; mein Vater war bereits gestorben, als die frohe Botschaft zum ersten Mal kam. Aber 1901 kam sie wieder; Herr Stern brachte sie uns. Doch achtete ich nicht gleich auf sie, ich überhörte sie und ging viele Tage und Jahre fort. Mein Vater war tot, nur meine Mutter lebte noch; sie lebt auch jetzt noch. Eines Tages dachte ich bei

„Mein Kind, die Europäer werden dich in ihr Land nehmen.“ Ich aber erwiderte: „Meine Mutter, das wäre mir ganz lieb“. Da sagte sie: „Geh, aber laß von aller Torheit ab!“ Und so wohnte ich bei den Europäern in ihrer Erziehungsanstalt. Doch von dem guten Weg wußte ich noch nichts: ich hörte wohl genug, aber ich nahm das Wort nicht zu Herzen.

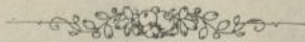
Die Schule begann ich zu besuchen und hörte auch einige sagen: „Wir lernen Gottes Wort“. Aber obgleich ich das täglich sah, war ich durchaus nicht geneigt, die Klasse der Taufbewerber oder „Neuen Leute“ zu besuchen; und doch wohnte ich mit ihnen zusammen. Dann übertrat ich das sechste Gebot und wurde von Herrn Hartmann bestraft. Nach 1 $\frac{1}{2}$ Jahren ging ich zu unserem Lehrer Hartmann und sagte ihm: „Ich bitte um Unterricht in Gottes Wort“, und er stimmte zu. So sing ich an, Gottes Wort regelmäßig zu hören, bis ich die heilige Taufe empfang. Gott und Christus, sein einiger Sohn, zeigten mir diesen Weg. Und heut habe ich Frieden im Herzen, denn Jesus ist mir nahe und nimmt mich von den Wegen der Finsternis weg. Ich sehe heute, daß Gottes Macht genügend ist, um mir zu helfen.

Euch lieben Christen in Philadelphia danke ich herzlich und grüße Euch. Vielen Dank, daß Ihr fortfahrt, uns mit Eurem Geld zu unterstützen, damit Gottes Wort überall verkündigt werde.

Ich unterrichtete anfangs die kleineren Kinder in der Schule. Jetzt erhielt ich den Auftrag, Gottes Wort zu predigen, um seinen Sohn bekannt zu machen. Aber das Geld, mit dem ich meine Lebensbedürfnisse bestreite, das kommt von Euch, meine Freunde. Gott segne Euch, möge sein Wort überall angenommen werden. Ich danke Euch vielmals, Gott segne Euch in Eurer Arbeit. Noch teile ich Euch mit, daß Gott über mich wachte und meine Heirat gesegnet hat. Meine Frau ist auch getauft in den Tod Jesu, des Sohnes Gottes. Und im Mai 1912 schenkte uns Gott einen Sohn. Mein Lehrer, Herr Gaarde, der mir täglich den Weg Gottes zeigt, taufte unser Kind in den Tod Jesu. Der Name des Kindes, den es in der Verwandtschaft empfang, ist ein alter Familienname: Kasanga. Jetzt heißt es Mose Kasanga.

Ich grüße Euch im Namen Jesu, unseres Heilandes. Möge er Euch und mich segnen, meine Freunde. —

Elisa Kagusa.



Unsere Lazarette in Herrnhut.

Zwei unserer Bilder versehen uns in die Kriegszeit. Wir haben schon mehrfach Verbindungslinien gezogen zwischen Mission und Krieg. Unsere Mission bringt nicht nur Opfer, die der Krieg ihr aufzwingt, z. B. größte Einschränkung infolge des Geldmangels, der sie trifft, nein, sie hat, wie alle anderen deutschen Gesellschaften, auch ihrerseits freudig und selbstlos Opfer für den großen Krieg gebracht. Sie hat Männer gestellt, Missionare, Missionschüler, Missionskinder, heimatliche Missions-

arbeiter (das „Missionsblatt“ gab darüber allerhand statistische Angaben), sie hat Missionschriften ins Feld geschickt u. s. f. Sie nimmt auch teil an der Liebesarbeit für all die vom Krieg Betroffenen. Eine Missionsarbeiterin leitet ein Heim für ostpreussische Flüchtlinge und mehrere Brüder beteiligen sich am Dienst an den Verwundeten, an ihrer Pflege auf Verbandsplätzen im Felde und in den Lazaretten in der Heimat.

Vor allem in Herrnhut selbst. Da haben wir ja auch ein Lazarett ein-

gerichtet. Ja, eigentlich sind es drei Lazarette, eines im Nähsaal der Firma A. Dürninger & Co., ein zweites für schwerer Verletzte im Krankenhaus, ein drittes im schönen Betsaal des Bräuderhauses. Letzteres zeigt uns das große Bild; denn als uns Ende Oktober Ihre Kgl. Hoheiten Prinz und Prinzessin

gräben Kommenden nötig haben, und alles Verbandzeug, ja meist auch allerhand Wäsche und Kleidungsstücke, beim Abschied noch Ausrüstungsgegenstände (Wollsachen u. dergl.) fürs Feld zu stellen, das will gemacht und bezahlt sein. Aber, wer hülfle da nicht gern nach Kräften mit? Und besonders unsere



Verwundete Feldgraue im Lazarett beim Spiel.

Johann Georg von Sachsen mit ihrem Besuche beehrten, da mußten die denkwürdigen Augenblicke doch natürlich auf die Platte gezaubert werden. Wie freuten wir uns, daß unsere bescheidene Arbeit solche Anerkennung fand! Besonders wurde bemerkt, daß Herrnhut die Einrichtung wie Verpflegung der Krieger, die gesamte Unterhaltung der Lazarette ganz aus eigenen Mitteln deckt. Nun ja, für so 40 hungrige Mägen täglich alles zu beschaffen, was die ausgehungerten, aus den Schützen-

Schwestern und Mädchen sind dankbar, daß sie fleißig mit Hand anlegen dürfen, um den verletzten Vaterlandsverteidigern die Schmerzen zu lindern.

Manch einer der Ortseinwohner tut ihnen noch etwas Besonderes an, ladet sie zum Kaffee, spielt mit ihnen. Neulich sind sie in einem der hiesigen Erziehungs-institute bei den jungen Mädchen zu Gast gewesen. Die haben für sie gerüstet nach bestem Vermögen, und, da es gerade der erste Adventssonntag war, sich nicht nehmen lassen, ihnen etwas

fröhliche Weihnachtsstimmung vorzusagen und vorzusingen und sie mit kleinen Gaben zu erfreuen. Was ein Wunder, daß den harten Kriegern warm ums Herz wurde und sie bekannten, sie würden diese Stunden nie vergessen?

Und wißt Ihr, wer unter ihnen war? Ein freundlicher junger Held, dessen Auge leuchtete, als ich ihm das erstemal die Hand bot: „Ja“, meinte er sogleich, „Sie kennen mich wohl doch noch? Ich habe Ihnen ja immer aus der Druckerei das Missionsblatt gebracht!“ Ich gestehe, daß ich den Burschen von ehemals in dem kräftigen Vaterlandsverteidiger nicht vermutet hätte, daß ich mich aber herzlich freute, wie nun die Mission ihm gleichsam auch seinen Dienst von damals ein wenig

vergeltet konnte. Nebenbei gesagt hat er eine der seltsamsten Verwundungen erlitten. Die Kugel ging unterhalb der einen Schläfe hinein und fand unterhalb der anderen Schläfe einen Ausweg. Und heut spürt der Verletzte keine nachteiligen Folgen von der Verwundung!

Danken wir Gott, daß er uns den Krieg von unseren Gegenden fern gehalten und daß er uns tüchtige Truppen gegeben hat, denen wir nun ein klein wenig unsern Dank für ihre Opfer bezeugen dürfen! Ich denke, etwas davon zu hören, wird unsern Lesern, auch denen, die fernab auf unseren Missionen wohnen und sich in dieser Zeit so nach Nachricht sehnen, lieb sein.

Kaffrische Enthaltensvereine.

An den Enthaltensverein
in Tinana.

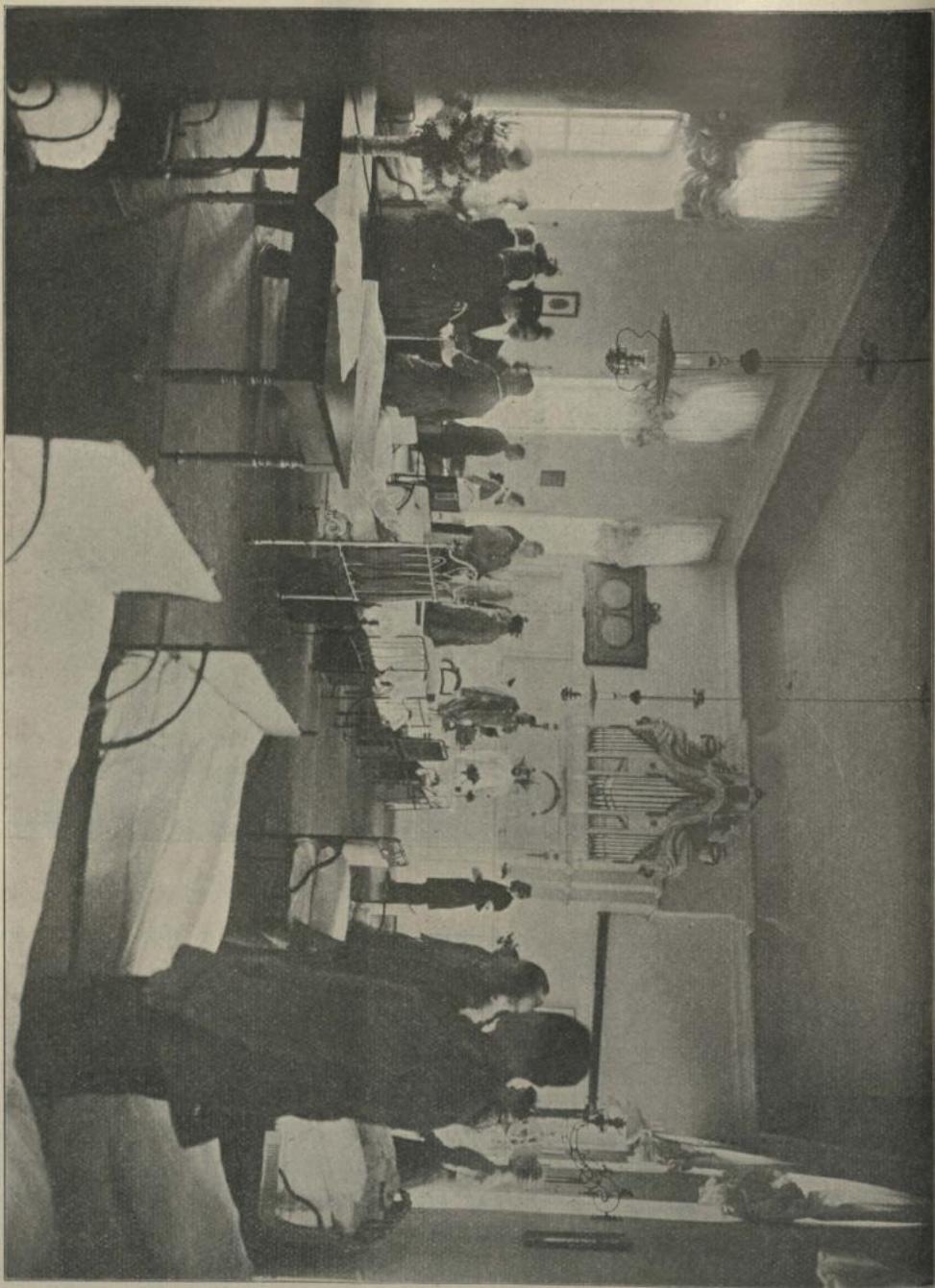
Silo, 12. 4. 1914.

Brüder und Schwestern im Herrn! Wir fühlen uns gedrungen, Euch diese Zeilen zu schreiben. Obwohl wir einander nicht kennen und nicht mit den Augen des Leibes gesehen haben, so kennen wir einander doch vermöge der Geistesaugen, darum fühlen wir keine Furcht, einige Worte der Aufmunterung an Euch zu richten.

So stehet denn fest als Zeugen in der Wahrheit Gottes. Ja, Brüder und Schwestern, laßt uns uns zusammenschließen gegen diesen Feind des Kafferbiers. Wir kennen ihn als einen Verderber, er tötet das Volk, er tötet auch das Christentum; es ist der Feind, der

in unseren Gemeinen tief eingewurzelt ist, denn die alten Leute in ihnen, die vor einigen Jahrzehnten lebten, sind noch unter diesem Feind aufgewachsen, ohne daß sie die Verderbensmacht dieses Feindes kannten. Wir aber als Erfahrungszeugen im Kampf gegen diesen Feind rufen Euch zu: „Seid stark und haltet an am Gebet; betet für die Schwachen und vergeßt auch uns nicht. Vor allen Dingen aber laßt uns fest stehen im Glauben an Jesum Christum, denn er hat gesiegt. Wenn wir das tun, werden wir Kraft erhalten, indem wir die Worte: Joh. 14, 19 beherzigen: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“ Nur auf den Kampf folgt der Frieden.

Wir, die Schwestern des
Enthaltensvereins in Silo.



1. Stephan S. Bauer
2. Prinzeßin. G. Mogensheim
3. Stephan
4. Dr. Barthardt

5. Prinz Seb. Georg
6. Dr. Allich
7. Dr. Grichtoph

8. Stücker

Lazarett im Besold des Erbprinzen in Herrnhut beim Besuch Ihrer Maj. Königin des Prinzen und der Prinzeßin Johann Georg von Sachsen.

9. Selbstphotograph Edmunde, Herrnhut.

Neuere Mitteilungen aus unserer Mission.

Hundertjahrfeier der Gehilfenschule in Snadental, Südafrika.

Im August 1914 gedachten unsere Missionare in Südafrika, die Gründung unserer Gehilfenschule in Snadental vor hundert Jahren zu feiern. Gewöhnlich zwar wird die Eröffnung dieses für die Ausbildung unserer eingeborenen Lehrer und Geistlichen so wichtigen Instituts in das Jahr 1838 verlegt, denn in diesem Jahre hat es Bischof Hallbeck nach den Änderungen der Allgemeinen Synode des Jahres 1836, an der er selbst teilgenommen hatte, fest organisiert. Aber nach Forschungen der Brüder an Ort und Stelle schien eine Feier im Jahre 1914

berechtigt, denn bereits im Jahre 1814 lassen sich Anfänge zur Ausbildung von Lehrern nachweisen. Heute werden in unserer Snadentaler Gehilfenschule Lehrer auch für andere Missionsgesellschaften ausgebildet. Und aus ihren Reihen gehen dann Prediger hervor, wenn sich die Lehrer durch Privatstudien und Übungen im Predigen für das geistliche Amt ausgebildet und ein Examen abgelegt haben. In letzter Zeit wird die Gehilfenschule nicht nur durch Regierungsbeamte regelmäßig inspiziert, sondern sie erhält auch eine jährliche Unterstützung von der Regierung in Anerkennung der Leistungen ihrer Schüler. Wir wollen bald einmal über sie berichten.

Aus der Heimat — Für die Heimat.

Die „**Missionsschuld**“ unserer Brüderrmission beträgt heut (10. Dezember) immer noch rund 46800 Mk. Die Gaben gehen schwach ein. Das ist verständlich, denn das Vaterland braucht jetzt unsere Kräfte an Männern und Mitteln. Aber alle Freunde seien herzlich gebeten, unserer Missionsgeschwister nicht zu vergessen, die vielfach in Not leben mögen.

Den in Ostpreußen so schwer bedrängten Landsleuten konnten wir von verschiedenen Brüdergemeinen aus mit Kleidungsstücken helfen. Von Herrnhut allein wurden bis heut 50 Kisten mit Wäsche, Kleidung, (zumteil ganz neue Sachen), Strümpfen, Anzügen, Decken, Tüchern, Vorhängen, Hüten, Mäßen, Müssen usw. abgeschickt, die, von 120 Gebern gespendet, an etwa 15 Orte gingen. Eine besondere Freude war es uns, damit gerade auch lieben Missionsfreunden dienen zu können. Ein Pfarrer schickte als Dank den Ertrag einer Sammlung für die Mission. Da er u. a. mitteilte, daß er seine wertvolle Marken-

sammlung verloren habe, die 30 Jahre lang seine Freude war, sammle ich jetzt für ihn Marken. Wer mithelfen will, sende Marken an die Schriftleitung von „**Kampf und Sieg**“ in Herrnhut.

Literatur.

Br. **M. H. Löbner**, unser Missionspräsident aus Anyamwesi, gibt unter dem Titel „**Anyamwesi und Tabora**“ eine über das „Land, die Leute und unsere Mission“ gut orientierende, 24 Seiten zählende und mit Bildern geschmückte Schrift heraus, die 20 Pfg kostet (Verlag Missionsbuchhandlung Herrnhut) und warm empfohlen sei. Möchte durch sie die Liebe für jenes schöne, hoffnungsvolle Missionsfeld kräftig entfacht werden!

Nächstens erscheint ein Schriftchen, das über die Liebesarbeit in unseren Herrnhuter Lazaretten berichtet, auch von dem, was für die ostpreußischen Flüchtlinge und für die von Herrnhut ausgezogenen Soldaten getan worden ist.



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

3ehnter
Jahrgang.

Neue Folge: 5. Jahrgang.

Februar 1915.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

Du aber bleibest.

Du aber bleibest ewig. Du wollest dich aufmachen und über Zion erbarmen, denn es ist Zeit, daß du ihr gnädig bist. Deine Anechte wollten gern, daß Zion gebauet würde und daß die Heiden deinen Namen fürchten und alle Könige deine Ehre. Ps. 102, 13.—16. 28.

Der Herbst trägt die Zeichen der Vergänglichkeit, der Winter die des Todes an sich. Und zumal der diesjährige! In Garben fallen die Gräser, in Schwaden die Blumen unter der Wucht dessen, dem die Sense in die Hand gegeben ist. Zu Tausenden und Zehntausenden liegen die welken Zweige am Boden, die der Sturmwind des Todes gebrochen hat.

Ja, alles scheint zu wanken, auch alles Leben dahin zu schwinden.

Entsetzlich! Diese Massenmorde! Dieses Sterben auf der Wahlstatt, auf dem Verbandplatz, in den Lazaretten, in den Konzentrationslagern, im Wüstenbrand, unter dem Schwerte, durch Bomben, vor Hunger und vor Kälte!

Wenn doch etwas bliebe!

Ja wenn doch das Leben bliebe!

Und in der Tat, wir dürfen uns dessen getrösten: Wenn auch die Lebendigen

sterben, das Leben bleibt. Wie es bei den Bäumen ist, so ist es bei den Menschen: Das Gewachsene welkt, ja stirbt, aber neues Wachstum, neues Leben ist schon unterwegs. „Menschengeschlechter werden an den Rändern langer Wege eingebettet, sie werden zu Haufen gebracht, wie die Blättchen der Akazie, aber die Menschheit stirbt nicht, und der Tod selbst, in den die Menschen versinken, ist nicht das letzte Tor, durch das sie gehen. Es gibt noch eine Pforte, die aus dem Tode herausführt, die Pforte des Lebens. Wer durch sie hindurchgeht, für den gibt es keinen Herbst, keinen Winter, kein Welken und Vergehen.“ (Naumann.)

Mitten in der Vergänglichkeit und unter den Zeichen des Todes in Natur und Menschenleben sind unsere Augen hoffnungsfroh auf dieses Ziel gerichtet. Freilich Christenglaube ist dazu nötig, dieses Ziel zu erkennen, zu finden und

fest zu halten. Aber hat der Glaube es gefunden und hält es fest, dann erwacht ihm damit Frühlingsglaube, Ahnung neuen Lebens, ewigen Lebens.

Alles Leben ist von Gott, und so viel du ewiges Leben in dir hast, bist du von Gott und wirst nicht untergehen, denn Gott bleibt.

Und das gilt von all den Tausenden, die auf der Wahlstatt bleiben, so sie anders nur ein Fünkchen göttlichen Glaubens in sich haben.

Das gilt auch von denen allen, die draußen im Heidentum den — wenn auch noch nicht ganz und dauernd — gefunden haben, der uns dies göttliche

Leben und unvergängliche Wesen ans Licht gebracht: unseren Heiland, ihn aber doch immer wieder ergreifen und ihn in immer neuen Kämpfen zu gewinnen suchen.

Darum ist unsere Bitte: „Herr, dessen Reich noch immer unter Kampf und Streit gekommen ist und sich durchgesetzt hat: Laß doch die gegenwärtigen Monate, die eitel Sterben und Verderben auszuatmen scheinen, zu einer heiligen Saatzzeit werden, da unter Blut und Tränen Dein Reich komme, da Du selbst mit Deinem Leben, ewigem Leben, kommst zu Christen und Heiden in der alten und in der neuen Welt! Dich können sie ja nicht ausrotten, Du bleibst! T. B.

Gnadental in Südafrika,

ein Paradies in der afrikanischen Wildnis.

Von Br. A. von Dewitz.



Das Testament der
Christin Zena

U nvergessen bleibt mir ein Ausspruch: „Gnadental ist ein Edelstein.“ So hat einmal jemand, der dort besucht hatte, gesagt. Wie nun ein schön geschliffener Edelstein, von verschiedenen Seiten betrachtet, immer neue Schönheiten zeigt, so ist auch Gnadental in verschiedenem Sinn ein Edelstein. Einmal landschaftlich. Doch da gehören eigentlich afrikanische Augen dazu, um die eigenartige Schönheit ganz zu erfassen. Aber wer nach drei- bis vierstündiger eintöniger

Fahrt in der afrikanischen „Karre“ auf schlechtem Weg, bald durch tiefen Sand, bald über Geröll, durch tiefe Täler und über windumbrauste Höhen, böse umhergeworfen, endlich Gnadental mit seinem gewaltigen Berg, seinen immer rieselnden Bächen, seinen grünen Gärten und seinem Wald — in jener Gegend eine Seltenheit — erreicht, der glaubt wirklich, ein Paradies im kleinen vor sich zu haben.

Was ist doch auch hier, schon allein aufs Äußere gesehen, durch die treue, hingebende Arbeit der Missionare der Brüdergemeine erreicht worden! Als

Georg Schmidt im Jahr 1737 hier ankam, fand er nichts als eine sumpfige Wildnis, voll Gestrüpp, einen Wohnplatz wilder Tiere, die Menschen roh und verwildert, in Tierfelle notdürftig gekleidet, ohne festen Wohnsitz und ohne Gesittung. Voll Glaubensmut begann er seine Arbeit, und noch jetzt zeigt man mit Ehrfurcht den Besuchenden die Stelle seines Hauses

mäßigen Reihen am Abhang der Hügel südlich des großen Bergs gebaut; zwischen dem Ost- und Westteil des Dorfs liegt die Plei, eine angeschwemmte ebene Fläche, in der die Gärten der Leute angelegt sind. Die durchweg einstöckigen Häuschen machen einen freundlichen Eindruck, meist sind sie sauber gehalten, oft haben sie auch kleine Vorgärten. Merk-



Gesamtansicht von Gnadental.

und den Birnbaum, der aus einem Schößling des Baumes aufwuchs, den er pflanzte. Im Archiv der Station wird noch ein anderes Andenken an seine Arbeit aufbewahrt: das Testament der alten Lena, die in den langen Jahren vor Schmidts erzwungener Abreise (1742) bis zum Wiederanfang der Arbeit (1792) dem Christenglauben treu geblieben war.

Doch gehen wir einmal durch das Dorf. Die Häuser, aus lufttrockenen Lehmziegeln, strohgedeckt (s. Bild), sind nach einem einheitlichen Plan in regel-

würdig ist, daß trotz der offenen Feuerstellen und trotz des engen Zusammenwohnens so vieler Menschen (Gnadental hat rund 3500 Einwohner) nur sehr selten Feuerschaden entstanden ist.

Im Norden des Dorfs, hart am Fuße der Berge und am Wald, liegt die „Werst“, der Platz, auf dem die Missionare wohnen. Die schöne, 1893 eingeweihte Kirche mit ihrem schlanken Turm, deren Kosten zum größten Teil von der Gemeinde selbst aufgebracht sind, die schattigen Eichen, deren dichtes Blätter-

dach in der brennenden Sommerhitze angenehme Kühlung gibt, der neue „Winkel“ (Kaufladen), der die Eingeborenen nicht nur mit nötigen Lebensbedürfnissen versieht, sondern ihnen auch den Verkauf der Landesprodukte vermittelt, die Mühle, der alte Glockenstuhl, die Wohnhäuser der Missionare, die Gehilfenschule: sie alle sind ein Beweis davon, wie die stetige treue Arbeit der Missionare von Gottes Segen gekrönt worden ist. Historische Erinnerungen werden auf Schritt

und Tritt wach, und man kann nicht anders, als staunen über alles das, was hier erreicht worden ist. Wo einst sich eine öde Wildnis ausdehnte, da liegt jetzt eine blühende Ansiedlung, umgeben von grünenden Gärten. Freilich hat das auch so manches Opfer gekostet. Der Gottesacker der Missionsgeschwister redet eine beredete, eine ernste Sprache. Wie mancher ist hier zur letzten Ruhe bestattet worden, der seine Kraft im Dienst seines Herrn verzehrt hat!

Die Gnadentaler Brücke — ein Kulturwerk der Mission.



Die von der Mission erbaute Brücke über den Zonderendflus bei Gnadental.

Auf Schritt und Tritt finden wir die Segensspuren der Missionsarbeit. Sieh z. B. die Brücke über den Zonderendflus! Sie zeugt von dem Kulturdienst der Mission. Erbaut wurde sie

in den Jahren 1819 und 20 von unserem Missionar Beinbruch, und als die erste feste Brücke in ganz Südafrika wurde sie allgemein bewundert. So fest und dauerhaft ist sie gebaut, daß sie noch

heut nach fast hundert Jahren ihren Dienst tut. Aber sie hat auch viel Mühe gemacht; mancher Stationsvorsteher von Gnadental, besonders die Brüder Bonatz und G. Hettasch, könnten davon erzählen, wie viel Kopfzerbrechen ihnen die fortlaufenden Reparaturen verursacht haben oder wie schwer sie sich oft haben ärgern müssen, wenn nach den glücklich vollbrachten Arbeiten kwaaiie jongetjes (Gassenjungen) wieder einmal die so sorgsam angelegten Schutzbauten beschädigt oder unerwartetes Hochwasser ihr mühsames Werk fast vernichtet hatte.

Aus dem Jahresbericht von Gnadental vom Jahre 1912 erfahren wir, daß die Verantwortung für diese Brücke im Jahre

1906 von der Regierung übernommen wurde. Diese hatte schon mehrfach mit Unterstüzungen ausgeholfen, aber der Mission hatte die Brücke im Lauf der 86 Jahre fast 20 000 Mark gekostet! Die Güte der Brücke zeigte sich auch darin, daß die alten Pfeiler imstande sind, noch die heutige eiserne Brücke zu tragen. Die Kosten der neusten, von der Regierung ausgeführten Reparatur und Verlängerung der Brücke beliefen sich auf 36 000 Mark. Für die Gnadentaler bot die Bauzeit eine willkommene Arbeitsgelegenheit. — Nach dem allen begreifen wir, daß unsere Mission mit einem gewissen Stolz auf diese Brücke schaut als ein wesentlich von ihr ausgeführtes Kulturwerk in Südafrika.

Ein Besuch der Hottentotten-Christen im Gnadentaler Dorf.

Von Br. E. Poiet in Südafrika.

Hausbesuche

sind ein gutes Mittel, um die einzelnen Gemeinglieder kennen zu lernen, und darum nehmen sie auch einen wichtigen Platz im Betrieb der Mission ein. Im großen und ganzen sind die Pflegebefohlenen auch immer dankbar, wenn der Missionar sie in ihren Häusern oder bei ihrer Arbeit aufsucht, und an den nötigen Anknüpfungspunkten fehlt es bei den Hausbesuchen nie. Ein großer Vorteil dabei ist auch der, daß man bei solchen Besuchen mit den einzelnen viel freier und ungezwungener sprechen kann, als wenn man sie zu sich rufen muß, um mit ihnen über dies und das zu reden.

Die gewöhnliche Zeit für die Hausbesuche ist der Nachmittag, und da es

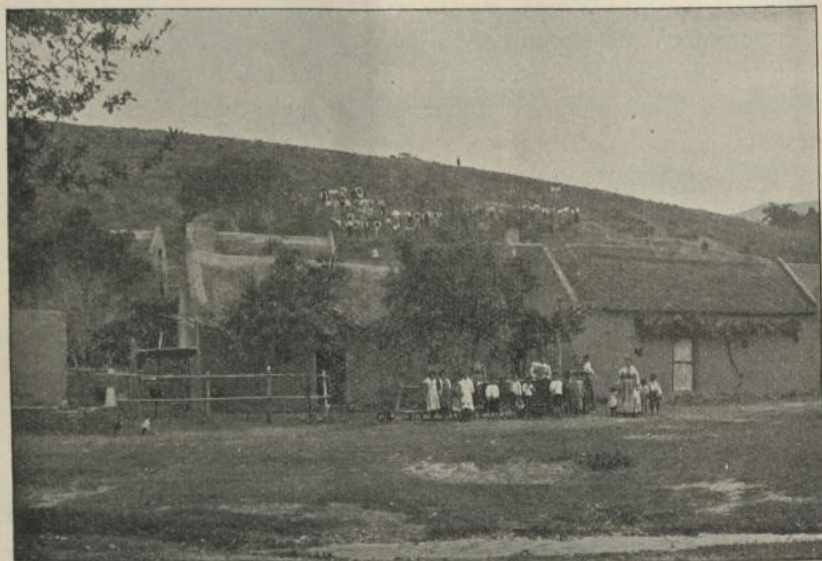
gerade 4 Uhr ist, so wollen auch wir heute, wie man hier sagt, ins Dorf gehen. Wer ein Raucher ist, steckt sich gewöhnlich erst noch eine Pfeife an; man wolle dies nicht für unpassend halten, da gerade durch die Pfeife manches Männerherz, das sonst verschlossen war, sich öffnet, wie später an einem Beispiel gezeigt werden soll. Auf dem Wege zum Dorf begegnet man besonders Kindern, die wie überall entweder freundlich grüßen, ein Zeichen, daß die Schule sie schon beeinflusst, oder mit dem Finger im Mund sich am Wege aufstellen und wortlos den Vorübergehenden anschauen. Eine besondere Gewohnheit haben die von der Zivilisation noch nicht besonders berührten Kinder: sie rufen gewöhnlich erst dann,

wenn man schon an ihnen vorbeigegangen ist, ihr „guten Tag“ oder „guten Abend“. Auf eine Frage, warum sie das tun, bleiben sie die Antwort schuldig.

Ein Alter.

Doch da kommt ein alter Mann mit dem Grabstein auf der Schulter, grüßt und wird auch wieder begrüßt und ein kleines Gespräch mit ihm begonnen. Er

plätzen, lassen aber gar nichts von sich hören, noch weniger schicken sie den alten Eltern Geld. So sind die beiden ganz auf sich selbst angewiesen, kein Wunder, daß es recht ärmlich bei ihnen zugeht. Leider muß man sagen, daß die Eltern, wie so viele andere auch, nur ernten, was sie gesät haben. Früher, als die Kinder noch jung waren und ansingen, hier und da zu arbeiten und Geld zu



Wohnhäuser im Dorf Snadental. (Mit Weinstöcken.)

wohnt weit oben im Dorf, und die Zeit würde nicht ausreichen, ihn noch in seinem Hause aufzusuchen. Moses, dies der Name des Alten, ist schon ein Sechziger und war eine lange Zeit bettlägerig. Heute hat er, wie er uns erzählt, zum erstenmal nach vielen Monaten wieder in seinem Garten gearbeitet. Freilich viel getan hat er nicht, da er sich doch noch recht schwach fühlte, aber doch freute er sich sehr, daß er wieder so weit hergestellt ist. Seine Frau ist auch schon alt und kränklich. Ihre drei Söhne arbeiten in der Stadt und auf Bauern-

verdienen, haben die Alten ihnen immer den Willen gelassen. Die Jungen gaben nur so viel ab, als sie wollten. Ja, die Eltern waren ihnen für das wenige sogar noch dankbar, da sie meinten, daß, wenn sie die Kinder zwingen würden, mehr zu geben, sie dies verweigern und überhaupt nichts mehr zum Unterhalt der Eltern beisteuern würden. Doch zeigte es sich sehr bald, wie verkehrt ihre Berechnung war. Die Jungen schickten weniger und weniger, bis sie ganz aufhörten, konnten sie doch nach ihrer Meinung das Geld im Kreise der Ka-

meraden viel besser gebrauchen. Jetzt sehen die Eltern ihren Fehler wohl ein, aber es ist zu spät. Andere lassen sich aber durch solche Beispiele nur selten belehren. Für den Alten und seine Frau hat diese bittere Erfahrung aber auch ein Gutes gehabt, sie haben nämlich beide gelernt, ihre Hoffnung auch in

klopfen erfolgt ein aus der Tiefe des Hauses kommendes „Herein“. Beim Eintreten tritt uns überall die Armut entgegen. Sehen wir uns im Hause um! An der einen Wand ein recht wackeliger Tisch, hier und da einige Stühle, die vom Zahn der Zeit oder vom Gebrauch schon so gelitten, daß hier das vierte



Hottentotten-Christen in Gnadental.

äußerlichen Dingen auf den Herrn zu setzen, und, wie sie selbst oft bekannt, vergessen hat er sie nie. Doch wir müssen weitergehen, da auch dem Alten das lange Stehen sauer wird.

Das Haus eines christlichen Hottentotten.

Durch eine enge Gasse, auf beiden Seiten durch Quittenhecken mit großen, gelben Früchten eingefast, kommen wir zu einem kleinen Häuschen. Auf ein derbes An-

Bein fehlt und da der Sitz nur ein Loch ist. Die Wände sind kahl, und um so einsamer muß sich der Konfirmationschein fühlen, der an der einen Wand unter einem Rahmen aufgehängt ist. Früher war er wohl auch von einem Glas bedeckt, doch das ist längst zerbrochen, nur noch in den Ecken stecken ein paar Stückchen davon. Das ganze Häuschen besteht aus zwei Abteilungen. Der größere Raum, in dem wir uns befinden, wird zugleich als Wohnstube und Küche benutzt. An

der schmalen Seite befindet sich der Feuerherd; es ist nur eine kleine Erhöhung des Fußbodens, durch Lehmsteine hergestellt, darauf wird das Feuer unterhalten. Über der Feuerstelle schließt sich der Schornstein an. Neben ihr sieht man ein Loch, welches gewöhnlich mit einem Brett oder bei besser gestellten Leuten mit einer eisernen, eingemauerten

Das ganze Haus hat nur ein einziges Fenster, und zwar gegenüber der Eingangstür. Für die Wohnstube und Küche zugleich ist es auch vollständig genügend, da die Türe aus zwei Hälften, eine obere und untere besteht, und erstere den ganzen Tag hindurch offen steht, also noch mehr Licht hineinläßt als das kleine Fenster. Die auf unser Anklöpfen erfolgte Ein-



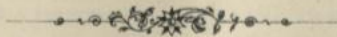
Die südafrikanische „Karee“ zum Besuch der Ruhenplätze und Nachbarstationen.

Ofentür geschlossen ist. Es ist der Eingang zum Backofen, der draußen am Hause angebaut ist und die Gestalt eines großen Bienenkorbes hat. Neben dem Feuerherd an einem Haken hängt der Wassereimer, und auf der anderen Seite auf einem Bord sieht man ein paar Teller und Löffel sowie größere Näpfe, aus denen der Kaffee getrunken wird. Auf dem Feuerherd auf einem eisernen Vierfuß stehen noch ein paar eiserne Töpfe, dies ist die ganze Kücheneinrichtung.

ladung, herein zu kommen, ertönte aus dem zweiten Raum des Hauses, der von der Wohnstube durch eine Mauer getrennt ist und als Schlafräum benutzt wird. Stockdunkel ist es darin, da ein Fenster nicht vorhanden und das backsteingroße Loch, das in der einen Mauer frei blieb, mit einem Lappen zugestopft ist. Das Auge hat sich aber bald an die Dunkelheit gewöhnt, und in der einen Ecke auf einem Holzgestell sehen wir eine Frau liegen. Das Holzgestell vertritt die Bett-

stelle. Es ist ein viereckiger Holzrahmen mit lauter kleinen Löchern am inwendigen Rand, das ganze mit Strick oder Lederriemen kreuzweis überzogen und auf vier

Füßen stehend. Darauf liegt eine Matraze, gefüllt mit trockenen Kapblumen oder Maisblättern, darüber ein Bettuch und ein paar Decken, und das Bett ist fertig.



Aus dem Sommerleben der Indianer am Wangksfluss in Nikaragua.

Von G. und Fr. Großmann, bis 1914 in Sangsangta, jetzt in Bluefields. (Schluß.)

Noch nun zurück auf unsere Sandbank! Die Abendmahlzeit ist fertig und schmeckt in der Abendkühle, in frischer Luft und unter dem blinkenden, herrlichen Sternenhimmel noch einmal so gut. Danach wird von Männern und Frauen noch ein Pfeisichen geraucht, während das Herdfeuer langsam verglimmt. Doch verlöschen darf es nicht, es wird vielmehr die ganze Nacht hindurch unterhalten, denn auf der flachen Sandbank besteht immerhin die Gefahr, einen unerwünschten Besuch von einem Alligator oder einer Schlange zu erhalten.

Da es gerade um die Vollmondzeit ist, steht die große Leuchte der Nacht majestätisch an dem sternbesäten Tropenhimmel und hat ihr magisch-silbernes Licht über die prächtige Landschaft ausgegossen. Es ist fast taghell. Da ist natürlich noch reges Leben im Indianerlager. Das grelle Mondlicht übt entschieden einen lebhaften Einfluß auf die Indianerkinder aus. Während sie früher unter wüstem Geschrei sinnlos herum hüpfen und sprangen, sitzen sie jetzt in Gruppen beisammen und singen mit ihren frischen, fröhlichen Stimmen, die in der Abendstille weithin schallen, einige der in der Sonntagschule gelernten Lieder, wie:

„Jesus liebt mich, ja das weiß ich“ oder „Der große Arzt ist jetzt uns nah“ usw.

Die Erwachsenen aber sind versucht, noch einmal in ihre Böte zu steigen. Diesmal nimmt ein jeder einen brennenden Rienspan mit sich. Lautlos gleitet das Boot dicht an den Uferbänken hin, gilt es doch, die zum Teil schlafenden, zum Teil neugierigen Fischlein, die durch den flackernden Lichtschein an die Oberfläche des Wassers gelockt werden, zu überraschen. Sie werden durch einen Schlag mit dem scharfen Buschmesser getötet. Oder es werden Flußkrebse gestochen, oder eine andere Sandbank wird nach Schildkröten und Alligatoren-Eiern abgesehen. Es sei sogar vorkommen, daß die Schildkröten-Mutter bei ihrem Legeschäft überrascht wird und sie sowohl als ihre 20 bis 30 taubeneigroßen Eier mit weicher, pergamentähnlichen Schale eine Beute der raubgierigen Menschenkinder werden. Von diesen nächtlichen Streifzügen, die mit zu den nikaraguanischen Sommerfreuden gehören, kommen die Leute manchmal erst lange nach Mitternacht in ihre Laubhütten zurück. Dann wird wieder erst noch ein Pfeisichen geraucht, ehe man sich zur Ruhe legt. Meistens ist ihnen ein fester, tiefer Schlaf vergönnt.

Mit Vorliebe wurden früher in der Trockenzeit wüste nächtliche Trintgelage abgehalten, wobei es oft zu furchtbaren Szenen, ja zu Mord und Todschlag kam. Jetzt dürfen wir zum Preise des Herrn sagen, daß infolge der Predigt des gekreuzigten und auferstandenen Heilandes diese echt heidnischen Trintgelage unterbleiben. Ja es ist uns oft

recht glaubenstärkend gewesen, zu hören, wie die Indianer den Tag friedlich mit einander beschließen: sie knien gemeinsam nieder, um sich im Gebet dem treuen Hüter, der nicht schläft, noch schlummert, zu befehlen. Sie stimmen wohl auch, so gut sie es können, das in der Leseschule gelernte Abendlied an: „Müde bin ich, geh zur Ruh.“



Folgen einer Tauffeier im Bulambia-Lande (Nyassa-Gebiet.)

Nach Mitteilungen von Br. Zickmantel und einem eingeborenen Helfer.

Gs war im Frühjahr 1913. Während es auf der Hauptstation Isoto im Bundalilande noch immer regnete, schien in Bulambia schon wieder die Sonne. Dorthin, und zwar auf den Predigtplatz Mbembela wanderte Bruder Zickmantel, um sich den Taufbewerbern zu widmen und daneben noch das Ziegelstreichen zu beaufsichtigen, damit der neue Helfer bald ein Ziegelhaus erhielt.

Am 25. Mai aber wurde Taustag gehalten. Neun Erwachsene und zwei Kinder konnten in die christliche Gemeinde aufgenommen werden. Zur Teilnahme waren Christen, ja auch Heiden, aus Isoto herübergekommen, sogar Christen aus dem englischen Gebiet. Es schien wirklich, als sei mancher durch diese Feier aus seiner Gleichgültigkeit aufgerüttelt worden.

Interessant ist die Schilderung einiger Folgen dieser Tauffeier, wie sie der eingeborene Helfer Ambokile in seinem Tagebuch niedergelegt hat. In diesem, das für den Missionar abgefaßt ist, lesen wir in Übersetzung:

An dem Sonntag, an dem du unsere Freunde im Namen des dreieinigen Gottes getauft hast, hat das Wort zwei Frauen ergriffen. Die eine sagte: „Das, was Nwakilasa gesagt hat, war sehr gut. Wenn ich noch ein Kind wäre, so würde ich auch Gottes Wort lernen.“ Ihr Mann antwortete ihr darauf: „Also auch du glaubst das, obgleich du alt bist. Bist du denn ein Kind?“ Die Frau entgegnete: „Ja, warum kann ich nicht auch lernen?“ Darauf der Mann: „Wenn du das suchst, so suchst du vergeblich, du alter Mensch.“ — Die andere Frau fürchtete sich vor dem Spott und meinte: „Es ist gut zu glauben, aber die Leute werden lachen und sagen: Was will denn die Alte? Warum tut die dasselbe wie die jungen Leute, die die Schule besuchen?“ Vielleicht hat die Frau das Wort getroffen, das du gesagt hast: „Ihr Frauen wollt immer nur euren Männern folgen. Seht, es gibt auch Länder, in denen die Frauen von selbst anfangen, Jesum zu suchen und an Gott zu glauben. Ihr seht nur immer auf eure Männer.“ Wahr-

scheinlich hat sie dies Wort getroffen. Aber der Geist Gottes arbeitet wohl noch nicht an ihnen, denn als ich zu der einen ging, um ihr zu helfen, da antwortete sie nur wenig.

Die Engländer (die eingeborenen Christen aus dem englischen Gebiet)

Matthäus 5, 8 und 1 Petri 3, 3—6 hin.) Jene, die englischen Christen werden in ihren Kleidern getauft, in denen sie arbeiten und schlafen. Vielleicht wollen sie Johannes dem Täufer nachfolgen (Matthäus 3, 4). Vielleicht, ich weiß nicht.

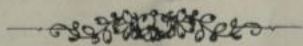
Sie haben sich auch sehr gewundert



Evangelisationsbesuch und Heidenpredigt des Br. W. Zeeb in Ntembo im Apyia-Tal bei Ifoto.

waren sehr erstaunt über die Art und Weise der Tauffeier, wie wir sie halten, daß nämlich die Täuflinge weiße Kleider angelegt hatten, was bedeuten soll, daß sie den alten Menschen ausgezogen haben und nun ein neuer Mensch auferstanden ist; wie dies im 4. Hauptstück erklärt ist und wovon Jesus Matthäus 22, 11 und 12 spricht. (Er weist dann noch auf das Kleiderwaschen am Sinai und auf

darüber, wie du das, was in den Herzen der Menschen ist, was sie denken, offenbart gemacht hast. Einige sagten: „Wie kann er nur so reden, es scheint, als ob es ihm jemand gesagt hätte. Sie, sowohl die Dörfler, als auch einige, die im Unterricht stehen, kennen eben noch nicht den Geber aller Gaben, von dem Paulus Römer 12, 6—8 redet. Deswegen waren sie sehr erstaunt über Deine Rede.“



Wilhelm Siebörger

früher Präses unserer Mission in Aitragua.

Es ist der 11. Januar. Da fliegen die Gedanken hinüber an den Rhein zu einem der liebenswürdigsten, väterlichen Freunde, denen ich im Leben begegnet bin: zu dem an diesem Tage im verfloffenen Jahre in Neuwied heimgegangenen Bruder Friedr. Wilhelm Siebörger. Sein reichhaltiger eigenhändiger Lebens-



Geschwister Siebörger.

lauf, auf dessen Erscheinen wir warten mußten und auf den wir hiermit warm empfehlend hinweisen, kam erst im Augustheft der „Mitteilungen aus der Brüdergemeine“ zum Abschluß. Die Erlangung und Reproduktion seines Bildes nahm auch

manche Zeit in Anspruch. Daher handeln wir erst heut in diesen Blättern von ihm. Viele werden sich jetzt freuen, in sein friedliches Angesicht noch einmal hineinzuschauen und seine prächtige, fromme Frau ihm zur Seite zu finden.

Geboren wurde der Entschlafene am 17. Januar 1842 in Großenrode bei Nörten im südlichen Hannover, wo sein Vater die Landwirtschaft betrieb. Der Vater war ein fleißiger Beter, die Mutter eine gereifte Christin. Wie sie ihren Sohn (wie alle Kinder) zum Heiland wies, darüber lies den Zug, den unser Jugendmissionsblatt in diesem Monat weitergibt. Sonntäglich zweimal ging

die ganze Familie in die etwas entfernte Kirche. — Die Schule bot sehr wenig fürs Herz.

Die Brüdergemeine war der Familie nicht unbekannt. Ein Sohn und eine Tochter des Hauses arbeiteten in Niesky.

Der Entschlafene hielt im März 1863 Einzug in Neuwied, wo er in der Schneiderei Arbeit fand. Dort auch fand er den Frieden seiner Seele (wovon wir bald einmal Mitteilung machen werden). O „wie glücklich“ war er nun! Er, der als Handwerksbursche im Straßengraben sein Neues Testament gelesen und darin geforscht und in

manchem schwerem Kampf die Sünde zu überwinden gesucht hatte. Ihm offenbarte sich der Herr als sein Heiland.

Und nun brennt er vor Verlangen, auch anderen das Verdienst des Todes Christi nahe zu bringen.

Auch seine schönen, reichen Gaben lassen ihn wie geschaffen zum Missionsdienst erscheinen. Seine große Ruhe und Milde, die ihn aber nicht hindert, wenn nötig, auch energisch durchzugreifen, seine liebevolle Teilnahme, sein scharfer Verstand, sein sachliches Urteil, seine Demut und Bescheidenheit, sein unverwundbarer Humor, der auch in Drangsalzeiten Stich hält, öffnen ihm die Herzen

überall und machen ihn zum Mann des Vertrauens.

Hing er mit ganzer Seele an der Brüdergemeine (in die er im Oktober 1864 Aufnahme fand), so vor allem an deren Mission. Zu deren Dienst wurde er 1870 bezw. 1873 berufen. Vorher hat er noch in Neudietendorf (von 1866 bis 68) und in Niesky (von 1868 bis 70) die „Schneiderei des Brüderhauses“ geleitet und dann (von 1870 bis 73) die Missionschule in Niesky besucht. Am 20. März 1874 traf er mit seiner jungen Gattin Emilie geb. Köper aus Neuwied auf dem neuen Arbeitsfelde ein, in Bluefields, der Hauptstadt des Moskitolandes, das heut zu Nikaragua gehört. Erst dort, später auf den Stationen Ephrata, Quamwatla, Datura, die letzten sieben Jahre als Präses wieder in Bluefields hat er und seine liebe Frau ihrem lieben Indianervölkchen mit voller Hingabe und Liebe, mit ganzer Seele gedient. Wie schwer war es ihnen, daß sie „das Herz der Indianer anfangs als einen gar harten Boden“ kennen lernten! Und doch, welche erhebende Tauffeiern erlebten sie dann! Und sahen mit ihren Augen, was Gottes Geist schaffen kann! Vor allem in der Erweckungszeit, die er im Anfang der 1880er Jahre schauen durfte, ja als deren Seele man ihn bezeichnet hat. Wie prächtig sich auch die Indianerjugend unter Vater Siebörgers liebender, aber fester Hand entwickelte, davon erzählte er in „Nord und Süd“, Juni 1914.

Besondere Freude machten dem Entschlafenen seine Übersetzungsarbeiten. Er hat einen Teil des neuen Testaments und eine ganze Anzahl Gesangbuchlieder in die Indianersprache übertragen.

Er lebte in überaus glücklicher Ehe. „Es stand — so sagte und schrieb er — nie etwas zwischen mir und meiner Frau.“ — Er war ein Vater, der seinen sechs Söhnen das weitgehendste Verständnis und die treueste, fürsorgende und fürbittende Liebe entgegentrug. Die lange Trennung der Kinder von den Eltern hat dem Kindesverhältnis in keiner Weise geschadet. — Den Verlust seiner Gattin hat er nie verwunden. Er empfand stets ein tiefes Sehnen, mit ihr wieder vereint zu werden.

Ein Dienst für die Mission war es, bei dem er sich den Anlaß zu seiner letzten Krankheit geholt hat, die sein Ende herbeiführen sollte. In Neuwied, wo er — nachdem er noch einige Jahre der Gemeinschaft der Brüdergemeine in Swinemünde vorgestanden hatte — seinen Ruhesabbat verlebte, hatte er u. a. die Pflicht übernommen, die Missionsblätter in der Stadt zu verteilen und an die umwohnenden Freunde zu versenden. Mit diesen Paketen galt es Ende Dezember bei unfreundlichem Wetter den weiten Weg zur Post zu machen. Als er zurückkehrte, fühlte er sich gleich nicht wohl. Eine Lungenentzündung trat ein, die an einem Sonntag nachmittag (den 11. Jan.) sein Ende herbeiführte. Nach den Worten: „Ich möchte heim“ stand sein Atem still. Mit seinen Kindern und Anverwandten rufen wir alle, seine vielen weißen und roten Freunde, ihm und seiner lieben Gattin einen warmen Dank in die Ewigkeit nach. Wir preisen den Herrn für alles, was die lieben Geschwister Siebörger der Gemeine und ihrem Missionswerk gewesen sind.



Dank und Gruß an unsere Missionsfreunde!

Ein Band umschlingt alle Freunde der Mission. Zumal in dieser bitter-ernsten Zeit rücken sie näher zusammen. Mit denen, die unsre Mission mit Gaben bedenken, fühlen wir uns besonders eng verbunden. Ein warmer Dank für ihre Treue!

Hier sind einige ihrer die Gaben begleitenden Weihnachts- und Neujahrsgrüße, die wir herzlich erwidern:

Wir erhielten 5.—**Mt.** für die Mission, begleitet mit den wärmsten Segenswünschen für das ganze Volk in dieser harten, schweren Kriegszeit. Da gilt's auszuhalten im Gebet. Gedenken Sie bitte auch unser in diesem neuen Jahr, daß der Herr, so es sein heiliger Wille ist, dem Blutvergießen bald ein Ende machen möge.

Ein anderer schickt 10.—**Mt.** als Dankesgrüßlein für Segnungen des lieben Losungs-büchleins.

Aus einem Grenzgebiet erhielten wir eine Gabe, die begleitet war von einer Karte mit dem Postvermerk „geprüft und zugelassen“, die folgendes wünscht und mitteilt, was uns zu herzlicher Teilnahme und Fürbitte aufruft: Mögen bald alle Türen zu weiterer Missionsarbeit aufgetan und unserm lieben Vaterlande ein ehrenvoller Friede beschieden werden nach so viel Blutvergießen, Jammer und Tränen. Mein Jüngster starb den Heldentod, ein 18jähriger Neffe ist seit zwei Monaten vermißt, ein dritter, Leutnant mit dem eisernen Kreuz, vor zwei Monaten gefallen. Er war die einzige Freude und Stütze seiner Mutter. — Doch der Herr ist unsre Stärke. Möge die Blutsaat eine reiche Segensernte bringen.

50.—**Mt.** Herzlichen Segenswunsch fürs neue Jahr.

5.—**Mt.** Herzlichen Neujahrsgruß. Der Herr schenke uns einen baldigen, ehrenhaften Frieden. Die Mission kommt mir vor wie die Fische auf dem Meeresgrund, die sich (fortwährend) vermehren, trotz allem Sturm an der Oberfläche. Gott kann das Missionswerk aller Orten wachsen lassen. Gott befohlen!

10.—**Mt.** Gott helfe dem Missionswerk durch die schwere Zeit.

50.—**Mt.** Ein Weihnachtsgruß für unsere liebe Mission! Ist leider verspätet und kommt als Neujahrsgruß.

5.—**Mt.** Für das Missionsblatt 1915, den Ueberschuß, wo es am nötigsten ist. Mit guten Wünschen **N. N.**

3.—**Mt.** Ein Weihnachtsscherlein von einem Missionstind.

35.—**Mt.** Von einem Kameraden aus dem Felde, durch **Br. Hartmann.**

4.50 **Mt.** Kampf und Sieg lese ich sehr gern und wünschte nur, mehr für die Mission tun zu können; doch bei den vielen Ansprüchen der Gegenwart ist es mir leider nicht möglich.

5.—**Mt.** Getroft! Der Herr wird alles herrlich hinausführen. Er sitzt im Regimente! Gesegnete Weihnachten.

3.—**Mt.** Der Heiland segne die kleine Gabe. Trostreiche Festtage wünscht **N. N.**

6.34 **Mt.** Weihnachtsgabe der Kleintinderschule.

Zu diesen Weihnachtsgaben sind vielfach die Zahlkarten, die wir beigelegt hatten, benützt worden. Diese werden auch zu Zahlungen für den Hilfsbund und Anyamwesibund verwendet. Das ist schön. Wir bitten aber um eine Notiz, die uns die Gabe als allgemeinen Beitrag für unsere Mission bezeichnet oder besagt, daß es sich um eine Zahlung für die eine oder andere dieser Vereinigungen handelt.

Auch allen weiteren Spendern einen Gruß und Dank im Voraus!

Über die Wirkungen des Kriegs auf unsere Mission

bringt unser Missionsblatt allmonatlich die neuesten Nachrichten. Hier kann nur einiges wenige mitgeteilt werden. Wir bitten um Teilnahme hauptsächlich für unsere Missionare in Afrika und Asien und für unsere Christen in Suriname, Westindien und Südafrika. Dort haben Arbeitslosigkeit und Lebensmittelteuerung empfindliche wirtschaftliche Nöte im Gefolge. In St. Thomas sind viele unserer Kirchenmitglieder durch das Stocken der Schifffahrt der Hamburg-Amerika-Linie brotlos geworden. In Suriname ist die Kautschuk-Industrie fast ganz zum Stillstand gekommen.

Was das Ergehen unserer Missionare betrifft, so sind bis jetzt — so weit wir wissen — folgende als Kriegsgefangene von ihren Stationen abgeführt worden: In Südafrika die Brüder Gerike, Fr. Müller, W. Hartmann und K. Schmitt, in West-

Himalaya die Brüder G. Reichel und H. Francke. Erstere sind in Pietermaritzburg, letztere in Campbellpur und Ahmednagar in Nord-Indien eingeschlossen. Wir gedenken ihrer und ihrer Familien, ja des ganzen Missionswerks.

Nach neueren Nachrichten ist Br. F. Gerike wieder freigelassen worden, durfte aber nicht nach seiner Station Enon zurück. Er hält sich in Mamre auf. Br. Birnbaum mußte Kapstadt verlassen, weilt in Elim und ist in Kapstadt durch Br. Windler, der englisches Bürgerrecht besitzt, ersetzt. Es steht zu hoffen, daß auch die Missionare aus dem Kaffernlande, die interniert sind, freigelassen werden.*)

Unsere Missionen in Deutsch-Ostafrika waren nach Nachrichten vom Sekretär der schottischen Livingstonia-Mission nach unbehelligt.

Aus der Heimat — Für die Heimat.

Gebet.

Herr, wir danken dir für dein freundliches Bewahren in so vielen Fällen bisher. Du hast Br. Kuhnt sicher nach Nord-Amerika, mehrere Geschwister nach Südamerika geleitet, auf manchen Gebieten der äußersten Not gewehrt. Wir bitten dich von Herzen: schütze unsere Boten ferner in Nord und Süd, bei ihrer Arbeit, bei der Leitung der Farbigen, in der Einsamkeit, in der Gefangen-

schaft, wenn sie kämpfen, verwundet sind oder der Tod an sie herantritt. Nimm Dich ihrer Familien, auch ihrer Kinder in der Heimat an. Gedenke aller Kämpfenden. Gib bald ehrenvollen Frieden. Laß die wutentfesselten Völker zur Besinnung kommen, daß nicht die Trennung, sondern die Einigkeit unter den Christen größer werde, vor allem unter den Gliedern der Brüdergemeine. Laß diese deine Heimsuchung ihre Absicht bei uns allen

*) Angehörige der Missionare, die in englischen Kolonien arbeiten, sollten sich in Briefen an sie jeder unvorsichtigen Äußerung, ja jeder politischen Mitteilung enthalten, da sonst der Brief der Zensur anheimfällt und sich daraus für die Missionare unangenehme Folgen ergeben können.

erreichen, bei Freund und Feind, bei Schwarz und Weiß, daß dein Reich komme auch durch die Wetter des Gerichts. — Gib in der Heimat offene Herzen und Hände für das große Werk der Mission, das nicht stillstehen darf.

Literatur.

Deutsche Weihnacht. Eine Liebesgabe deutscher Hochschüler, die mit Unterstützung des Kultusministeriums als Gruß der akademischen Jugend, die „um etwas Nettens zum Lesen“ gebeten hatte, ins Feld geschickt worden ist — an über 25 000 Adressen. Verlag der Furche, Cassel u. Berlin C. 2, Kleine Museumsstr. 5b. Preis Mk. 1.50, für Studenten 1.—. Außer eigenhändigen Widmungen vom Reichskanzler, Graf Zeppelin u. a. finden wir vorzügliche Beiträge von H. St. Chamberlain, Sigmund Schulze, Lic. Arenfeld (über die Aussichten der Mission), Gen.-Sup. Blau (Opfer) und namhaften Professoren: Deißmann, Schlatter (Kriegsfernester), Ihmels (Weihnacht), Seeburg, Heim (Gebet im Krieg), Willamowik. Auch nach Weihnachten noch sehr zeitgemäß.

Die Missionsbuchhandlung in Herrnhut gibt wieder drei treffliche Predigten für die Kriegszeit heraus, in denen Brüdergemein-Geistliche die rechten Kraft- und Trostworte geben, deren Daheimbleibende wie Kämpfende in diesen ernsten Monaten bedürfen: P. Dober: „Dem Tode die Macht genommen“ (15 Pf.), Dr. W. E. Schmidt: „Die Gottesstunde unsers Volkes“ (Reformationsfest) und „Gott mit uns“ (je 15 Pf.) 10 Stück Mk. 1.—.

1914. Ein Tagebuch über den Weltkrieg. Von Prof. Dr. Engel. In ein- bis zweiwöchigen Lieferungen à 50 Pf.

Verlag G. Westermann, Berlin, Braunschweig, Hamburg. Eine gute, chronologische Darstellung, in die Urkunden, Bildnisse und Karten eingewoben sind. Die zwei uns vorliegenden Quarthefte, à 48 Seiten, berechtigten zu den besten Hoffnungen.

Prof. Dr. Walther: **Deutschlands Schwert durch Luther geweiht.** Dörffling und Franke, Leipzig 1914. 1 Mk. 60 S. Ganz prächtige Darstellung der Ansichten Luthers über die „Berechtigung des Kriegs“, „den gerechten Krieg“, „Siegesszuversicht“, „Opfer des Kriegs“, „gerechten Zorn“ und „Gebet im Kriege“. Mit Quellenangabe. Vielen wird dadurch das Urteil geschärft.

Im Verlag des Ev. Vereins in Kaiserslautern gibt Pf. D. Rück **Kriegspredigten, Andachten und Gebete** in vier Lieferungen à 75 Pf. heraus.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen durch Br. Williger, Dresden: Fr. A. Hübner in Dr. Mk. 5.—, aus stillem Leidenszimmer 2.—, Fr. Dr. Kleinert in Dr. und A. A. 30.—.

Für die Mission in Unyamwesi Mk. 6.— von Margarethe Schneider, Meinersdorf i. Erzgeb.

Für die Mission in Suriname durch Br. W. Williger, Dresden: Schw. M. Noack in Dr. Mk. 2.— erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung, Herrnhut.

Für Unyamwesi durch Frau Weinig, Sibau: von Fr. H. Mk. 0.50, von A. Sch. 3.—.

Herzlichen Dank.

Missionsbuchhandlung Herrnhut.

Für Unyamwesi von Frau H., Sibau, Mk. 0.50, A. Sch., Sibau, 3.— durch Frau Weinig mit herzlichem Dank erhalten Ad. Schulze.

